



Red Geller

Schlosstrio Band 11

Pete und Das Gespensterschiff

**scanned by Ginevra
corrected by AnyBody**

Gibt es den alten Goldschatz der Spanier wirklich, der vor der englischen Küste auf dem Meeresgrund im Laderaum eines versunkenen Schiffes liegen soll?

Piraten-Pete jedenfalls glaubt fest daran. Er schafft es auch, „das Schloß-Trio“ und dessen Freund Benny Morton davon zu überzeugen. Die Suche nach dem Schatz wird nicht nur eine Reise über das Meer, sie steigert sich zu einer Auseinandersetzung mit schießwütigen Gangstern und der Begegnung mit dem unheimlichen Gespensterschiff...

ISBN 3-8144-1711-9

© 1989 by Pelikan AG • D 3000 Hannover 1

Umschlaggestaltung: strat + kon, Hamburg

Innen-Illustrationen: Solveig Ullrich

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Inhalt

1. Schüsse im Nebel	3
2. Eine unheimliche Bootsfahrt.....	18
3. Das Geisterschiff.....	29
4. Piraten-Pete	41
5. Eine letzte Warnung	64
6. Eine gefährliche Suche.....	76
7. Gefahr unter Wasser.....	93
8. Der Schrecken der Küste.....	102
9. Eine böse Überraschung.....	119
10. Auf dem Gespensterschiff.....	128
11. Rettung aus dem Wasser	138

1. Schüsse im Nebel

Es war schon ein Tag zum Fürchten!

Nicht allein wegen der heraufziehenden Dämmerung, es kam noch der Nebel hinzu. Wie ein riesiges graues Tuch lag er über dem Meer und hatte bereits große Teile des Küstenstreifens verschluckt. Nur hie und da waren einzelne Lücken geblieben, als hätten Krallenhände einen Vorhang zerfetzt.

Der Nebel umschlang einfach alles. Er war wie ein Ungeheuer mit gierigen Armen, für das es kein Hindernis gab. Weder Felsen, Wasser noch Strand konnten ihn aufhalten. Er packte alles ein und ließ menschlichen Augen kaum eine Chance, ihn mit Blicken zu durchdringen.

Ein typischer englischer Nebel. So kannte man ihn aus zahlreichen Geistergeschichten und von vielen Filmen her.

Randy Ritter starrte hinaus in die dicke, graue Watte. Der Nebel hatte ihm gerade noch gefehlt. Schließlich waren Ferien, und er hatte eine Einladung bekommen, die einfach total super war. Sie hatte nicht nur ihn, sondern auch Turbo und Ela überrascht. Die beiden Jungen und das Mädchen waren seit langem befreundet und bildeten zusammen das Schloß-Trio.

Randy konnte sich kaum mehr vorstellen, daß er vor zwei Tagen noch in der Nähe von Düsseldorf gewesen war und Däumchen gedreht hatte, weil ihm die Tage einfach auf den Keks gingen. Da war das Telegramm der Mortons eingetroffen.

Die Einladung in ihr Landhaus an der Küste. Irre Ferientage in merry old England.

Das war der Superklopfer!

Die Ritters und die Schröders hatten ihre Einwilligung gegeben. Elsas Eltern mußten ja auch zustimmen.

Jetzt waren sie da.

Viel hatten sie von der Gegend noch nicht gesehen. Wie hatte

Benny, ihr englischer Freund noch gesagt?

„Wenn wir Pech haben, hält sich die Waschküche über eine Woche.“ Danach hatte er so komisch gegrinst und noch etwas hinzugefügt: „Das ist auch gut so, denn dann ist es wieder unterwegs, das Knochenschiff.“

Auf Nachfragen hatte er keine Antwort gegeben, was Randy und seinen Freund Turbo ärgerte. Sie glaubten nämlich, daß etwas im Busch war.

Noch immer wallten die Schleier vor der Scheibe. Als Randy das Fenster öffnete, drangen sie in das Zimmer. Wie feuchte Gardinen wehten sie ihm entgegen und strichen über sein Gesicht, bevor sie sich in den Ecken und am Boden auflösten.

Randy trug einen Pullover. So fror er wenigstens nicht. Er wollte sich aus dem Fenster lehnen, da ‚meldete‘ sich hinter dem Jungen eine Matratze.

Turbo, der sich auf das Bett gelegt hatte, war aufgestanden. Er kam mit wiegenden Schritten näher, die Hände in den Taschen seiner Jogginghose vergraben. Er hieß eigentlich Toshikiara, stammte aus Japan, war einmal Randys Brieffreund gewesen und lebte jetzt bei den Ritters, da Turbos Eltern verschwunden waren. Ihrem Sohn hatten sie ein Erbstück überlassen, ein geheimnisvolles Schwert, uralt, wertvoll und aus dem Besitz eines Samurai. Eine Waffe, um die es schon viel Ärger gegeben hatte.

Wer Toshikiara heißt, ist selbst schuld, den Namen konnte sich kaum jemand merken, also hatte der Junge aus Japan einen Kampfnamen bekommen, Turbo eben. Der paßte auch zu seinem Äußeren. Turbo war kleiner als Randy, liebte seinen Bürstenhaarschnitt, wirkte sehr kräftig, ohne allerdings dick zu sein, und kannte sich auch in einigen fernöstlichen Kampfsportarten aus.

„Siehst du was?“

„Blöde Frage. Natürlich nicht.“

„Benny hat gesagt, daß es kommen muß.“

Randy hob die Schultern. „Bei dieser Suppe brauchst du schon Röntgenaugen.“

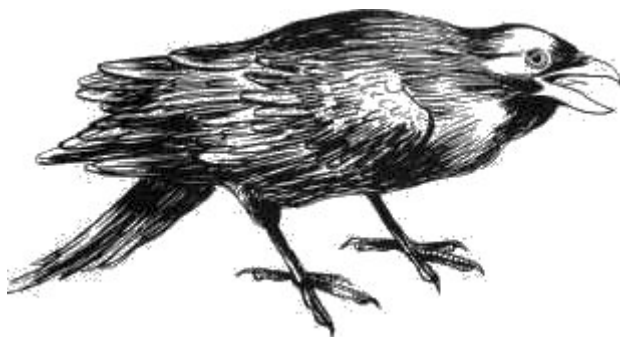
„Vielleicht hören wir es.“

„Ein Totenschiff?“

Turbo bekam große Augen. „Ob Knochenschiff oder Totenschiff. Lautlos kann es nicht sein.“

„Aber wir stehen hier im Zimmer.“

„Also raus?“



„Wäre Benny dann nicht sauer?“

Turbo zog die Nase hoch. „Weiß ich doch nicht. Ich für meinen Teil möchte nicht den ganzen Tag am Fenster stehen und in den Nebel glotzen. Da kriegst du ja Stielaugen.“

Randy wollte eine Antwort geben, als aus dem Nebel dicht vor ihm ein Schatten erschien. Der Junge erschrak heftig, zuckte zurück und stieß dabei mit Turbo zusammen.

„Du bist doch...“ Turbo sprach nicht mehr, er lachte. Kein Gespenst war auf das Fenster zugeflogen, auch kein Vampir, auf der Bank hockte ein großer schwarzer Vogel, ein Rabe.

Er schien sich ebenso erschreckt zu haben, wie die beiden Jungen. Aus seiner Kehle wehte ihnen ein heiseres Krächzen entgegen, dann drehte er ab und flog davon.

Randy wandte sich um.

Turbo stand auf einem Bein. Das linke hatte er angewinkelt. Er hielt seinen Fuß.

„Was hast du denn?“

„Demnächst paßt du auf, wo du hintrittst.“

„Ich wunderte mich schon, wie weich der Boden war.“

„Ha, ha. Hast du das nicht gemerkt?“

„Habe ich hinten Augen?“

„Hast du überhaupt welche?“

„Klar und auch Ohren.“ Randy eilte plötzlich zur Tür. Turbo ließ seinen Fuß los und schaute ihm nach.

Spaltbreit hatte Randy die Tür aufgezogen und horchte gespannt hinaus.

„Was ist denn?“ fragte Turbo.

„Sei mal ruhig, Mensch.“ Randy lauschte. Turbo schlich näher und stellte ebenfalls seine Lauscher auf Empfang. Beide hörten nichts. Nur hatte Randys Gesicht einen derart verwunderten Ausdruck angenommen, daß Turbo sich hütete, etwas zu sagen.

Ungefähr zehn Sekunden verstrichen, bis Randy sich umdrehte und heftig den Atem ausstieß. „Da hat eine Tür geklappt!“ flüsterte er. „Ich glaube, das war am Vordereingang.“

„Na und?“

„Außer Ela und Benny sind wir doch allein im Haus.“

„Vielleicht sind sie weggegangen.“

„Ohne uns Bescheid zu geben?“

„Du hast recht, Randy. Ela würde das nicht machen.“ Turbo schüttelte den Kopf. „Okay, sehen wir nach.“

„Das wollte ich sowieso. Wenn du deine Jacke holst, kannst du meine gleich mitbringen.“

„Mach ich doch glatt, du Faultier.“

Sie streiften die innen leicht gefütterten Windjacken über und verließen den Raum.

Benny Morton, der sie eingeladen hatte, wohnte tatsächlich in einem großen Landhaus an der Küste. Zwar kein Schloß, aber ein altes Gemäuer, das trutzig auf den Klippen stand und bei klarem Wetter einen herrlichen Blick über die Gegend bieten mußte.

Zum Wasser hin führte eine lange Treppe die Klippen hinunter. Sie endete in einer kleinen, natürlichen Bucht, die sich im Sommer herrlich zum Sonnen eignete und wo auch die Boote lagen.

Das Haus hatte zwar viele Zimmer, nur standen über die Hälfte davon leer. Es diente den Mortons allein als Ferienquartier, Mieter hatten sie nicht.

Ela und Benny waren eine Etage tiefer einquartiert worden. Benny vorn im Flur, Elas Zimmer lag ziemlich weit hinten.

Die Holzstufen der breiten, alten Treppe knarrten mächtig, als die Jungen rasch nach unten liefen. Leise konnten sich hier höchstens die Mäuse bewegen, wenn sie sich Mühe gaben.

Einen Stock tiefer blieben die Jungen stehen. „Wohin zuerst?“ fragte Turbo.

„Zu Ela.“

„Okay.“ Als sie den langen, dunklen Flur hinuntersahen, kroch über Randys Rücken eine Gänsehaut. Das Haus war ihm irgendwie nicht geheuer.

Vor Ela Schröders Zimmertür blieben sie stehen.

„Los“, sagte Turbo. I

Randy pochte dreimal gegen das Holz. Es war so etwas wie ein Zeichen für das Mädchen.

Ela rührte sich nicht. Hinter der Tür hörten sie überhaupt kein Geräusch. Da blieb es still wie auf einem Friedhof um

Mitternacht. „Die ist bestimmt nicht mehr da“, flüsterte Turbo.

„Das werden wir gleich wissen.“ Randy drückte die Klinke, öffnete die Tür vorsichtig und schaute in den dunklen Raum. Er machte Licht. Ein leeres Bett, ein Koffer, der geöffnet und halb ausgepackt auf dem Fußboden stand, aber keine Spur von Ela.

„Die ist tatsächlich einfach abgehauen!“ stellte Turbo fest. „So eine linke Wehe. Ohne uns Bescheid zu geben.“

Randy schaute sicherheitshalber im Kleiderschrank nach, fand ihn aber leer. „Benny Morton“, sagte er, „wir werden ihn fragen.“

„Oder suchen.“

„Kann auch sein.“

Benny war ebenfalls nicht da. In seiner Bude grinsten sie nur die Gesichter der Popstars von den Plakaten an, die die Wände bedeckten.

„Und jetzt?“ fragte Turbo, wobei er mit dem Daumen schräg durch seine Bürste schabte.

„Tauchen wir in den Nebel.“

„Toll. Ich wollte schon immer ‚Blinde Kuh‘ spielen.“

„Du kannst ja im Haus bleiben.“

„Und wer soll auf dich achtgeben, wenn ich es nicht tue?“

„Danke, du Kindermädchen.“

Wie im Schloß der Ritters am Rhein, so befand sich auch hier eine Halle hinter der Eingangstür. Nicht so groß, doch mit hohen Fenstern in den dicken Steinmauern. Hinter den Scheiben waberte der Nebel in dicken Schleiern und Bahnen.

„Wie heißt es so schön?“ sagte Randy, als er die Tür öffnete, „du hast keine Chance, nutze sie trotzdem.“

„Sehr optimistisch.“

„Ja, und wie.“ Randy verzog das Gesicht, denn auch die Tür knarrte scheußlich, als er sie aufdrückte.

Lautlos heranrollende, feuchte Tücher umfingen sie und hüllten sie ein. Der Nebel war überall, nahm die Sicht und machte den Gang auf die Klippen zu einem fast schon lebensgefährlichen Abenteuer, denn der Abgrund und mit ihm die Steintreppe waren bei diesem Wetter nur mehr zu ahnen als zu erkennen.



„Wie oft bist du diesen Weg schon gegangen?“ fragte Turbo, der hinter sich die Tür zuzog.

„So oft wie du.“

„Dann können wir uns beide gratulieren. Nicht einmal eine Taschenlampe hast du Hirnie eingesteckt.“

„Die nutzt uns nichts. Jedenfalls müssen wir nach rechts.“

„Das weiß ich auch.“

Sie überquerten den freien Platz vor dem Haus. An seinem

Rand begann der schmale Weg, der zur normalen Fahrstraße führte. Die Straße selbst wand sich durch die karge Küstenlandschaft und wurde erst einige Meilen nördlich von einer waldreichen Gegend geschluckt.

Links von ihnen lag das Meer.

Sie sahen es nicht, sie hörten es nur. Die Wellen rollten mit ihrem ewigen Rhythmus gegen die steilen Felsen an, hämmerten wütend dagegen, wurden als riesige Fontänen in die Höhe geschleudert, gebrochen und fielen in breiten Gischtvorhängen wieder zurück, um sich mit dem normalen Wasser zu vereinigen.

Das war schon lange, lange Jahre so gewesen und würde auch in Zukunft so bleiben. Nur wenn es stürmte, dann wurde der Kanal zwischen England und Frankreich zu einer kochenden Hölle, in der leicht Schiffe für immer verschwanden.

Als sie die unmittelbare Umgebung des Hauses hinter sich gelassen hatten, wurden sie vorsichtiger. Der Untergrund war auch längst nicht mehr so eben.

Spalten, Mulden, kleine mit Gras gefüllte Querrinnen wechselten sich ab mit köpf großen Steinen, die wie willkürlich hierhergeschleudert schienen. Im diffusen Licht des nebligen Nachmittag schimmerten die Steine grün. Sie alle waren von einer mehr oder weniger dicken Moosschicht bedeckt.

„Irgendwo hier muß der Weg nach unten abzweigen!“ murmelte Randy, stieß mit der Fußspitze gegen einen Stein und sprang schnell darüber hinweg.

„Einen Wegweiser wirst du nicht finden.“

„Du kannst ja vorangehen.“

Turbo tippte gegen seine Stirn. „So sehe ich aus. Wenn wir schon untergehen, dann gemeinsam.“

„Möpschen und Benny haben es auch geschafft.“

„Wenn Ela dich jetzt gehört hätte, wärest du verloren gewesen.“

Die hätte dich über die Felsen geschleudert."

Es stimmte ungefähr. Ela Schröder reagierte sauer, wenn Randy Möpschen zu ihr sagte. Sie haßte den Namen, aber der Junge versuchte es immer wieder.



Randy blieb plötzlich stehen. Seine rechte Hand umschloß Turbos Schulter. „Da ist sie.“

„Wer?“ Turbo grinste. „Möpschen?“

„Quatsch, die Treppe.“

„Ach so.“

Randy wandte sich nach links. Daß sie sich am gefährlichen Rand der Klippen aufhielten, war kaum zu sehen. Aus der Tiefe

bekam der Nebel immer mehr Nachschub. In gewaltigen Wolken kroch er an der Felswand hoch. Er bildete unheimliche Figuren, die manchmal wie Gespenster aus einer Welt des Schreckens aussahen.

„Mein lieber Schwan“, sagte Turbo, als er die erste Stufe ausprobierte. „Ganz schön glitschig.“

Auch Randy war vorsichtig. Die Feuchtigkeit hatte die mit Moos bewachsenen Stufen aalglatt werden lassen. Aber es gab ein Geländer. Die Verankerungen waren in den Fels gehauen. An der rechten Seite zog sich der eiserne Handlauf herab.

Steil ging es in die Tiefe. Die Jungen sahen es nicht, sie merkten es nur an den unterschiedlichen Höhen der Stufen, über die ebenfalls die Schleier krochen, als wollten sie alles vor den Augen der Menschen verbergen.

Manchmal lagen auch kleine Steine auf den Stufen. Sie knirschten, wenn sie unter den Schuhen zerbröselten.

Von Ela und Benny hörten und sahen die beiden Jungen nichts. Es war durchaus möglich, daß sie den falschen Weg eingeschlagen hatten, wie Randy meinte, aber zurück wollten sie nun auch nicht.

Aus der Tiefe schallte ihnen das dumpfe Geräusch der Brandung entgegen. Es hörte sich schaurig an, als würde eine riesige Gestalt aus dem Meer kriechen und sich mit wütenden Bewegungen Luft verschaffen.

Dann passierte es.

Sie hatten ungefähr die Hälfte der Strecke hinter sich gelassen, als das Brausen der Brandung von einem anderen Geräusch übertönt wurde. Ein heftiges Knattern.

Kurz, peitschend und schmetternd!

Es gab keinen Zweifel. Auch ohne, daß es einer von ihnen ausgesprochen hätte, wußten sie sofort, um was es sich handelte.

Schüsse!

Sie hielten beide den Atem an. Da sie dicht beisammen waren, konnten sie sich trotz des Nebels anschauen. Beiden stand die Angst ins Gesicht geschrieben.

Wieder knatterten die kurzen Salven. Ein Schrei oder irgendwelche Einschläge waren nicht zu hören. Der Nebel verschluckte zudem einen Teil der Geräusche.

Wieder wurde es still, bis auf das Rauschen der Brandung.

Randy strich durch sein Haar. „Mann, ich darf gar nicht daran denken, dann wird mir ganz anders.“

„Ela und Benny?“

„Klar.“

„Du glaubst doch nicht, daß auf sie geschossen wurde.“

„Weißt du das? Was hat uns Benny denn von diesem komischen Knochenschiff erzählt?“

„Gesehen habe ich es noch nicht.“

„Dann glaubst du es auch nicht.“

Turbo hob die Schultern. „Keine Ahnung.“ Er zeigte in die Tiefe. „Gehen wir weiter?“

„Das müssen wir wohl.“

„Na ja, müssen...“

„Ja, ich will Bescheid wissen.“ Randy hatte seinen Schock überwunden. Auch wenn es gefährlich wurde, sie mußten es einfach versuchen. Außerdem gab ihnen der Nebel einen gewissen Schutz. Sie sahen die anderen nicht, aber auch sie wurden nicht gesehen.

So schlichen sie weiter. Immer wieder achteten sie auf Nebengeräusche, die das Donnern der Brandung übertönen konnten. Sie hörten jedoch nichts mehr und erreichten dann bald die kleine Bucht am Ende der Treppe.



Es war, als steckten sie mitten in einer dampfenden Waschküche. Wo sie auch hinschauten, die grauweißen Schwaden verschluckten jeden Gegenstand. Sie trieben auf die beiden zu, brachten Kühle und den Geruch des nahen Meeres mit.

Wo waren Ela und Benny?

Turbo und Randy trennten sich, da sie in jeweils verschiedenen Richtungen durch die kleine Bucht gehen und diese absuchen wollten. Randy sah noch, daß sich die Gestalt seines Freundes im Nebel regelrecht auflöste.

Er ging nach rechts. Seine Schuhe schleiften durch den Sand, den der Nebel feucht und klebrig gemacht hatte.

Die Schüsse hatten sich nicht wiederholt. War das ein Zeichen, daß diejenigen, die sie abgegeben hatten, ihr Ziel erreicht hatten?

Hoffentlich hatte es nichts mit Benny und Ela zu tun. Wieder wurde Randy die Kehle eng, als er daran dachte.

Dann hörte er den Ruf seines Freundes. „Randy, komm her. Ich habe was gefunden.“

„Und?“

„Komm schon.“

Randy mußte den Freund in dieser dichten Suppe erst suchen. Aus dem Nebel schälte sich ein heftig winkendes, gespensterhaftes Etwas hervor. Turbo, der mit beiden Armen winkte.

„Was ist denn?“

Turbo deutete auf den Sand zu seinen Füßen. „Genau hier, Randy, genau hier hat ein Boot gelegen.“

„Wieso?“

Turbo sackte in die Knie und zog seinen Freund mit. „Da schau die Schleifspuren an. Jemand hat das Boot mit dem Kiel über den Sand der Bucht bis zum Wasser geschleift.“ Er richtete

sich wieder auf und ging die Spuren ab, bis die Wellen seine Schuhe umspülten.

„Ja, das stimmt.“

„Dann sind sie da draußen, Randy.“

Der Junge gab keine Antwort. Randy stand da und schaute über das Wasser. Das heißt, er versuchte es, doch der Nebel ließ ihm keine Chance.

„Was sagst du?“

„Nichts. Aber weshalb haben die beiden das gemacht? Die sind doch wahnsinnig, sich in dieser dicken Suppe das Boot zu nehmen und aufs Meer hinauszufahren.“

„Die suchen das Knochenschiff.“

„Allein?“

Turbo hob die Schultern. „Muß ja. Irgendwas ist bei denen nicht richtig, glaube ich.“

„Wie sollen wir die suchen?“ sinnierte Randy. „Schwimmen hat ja wohl keinen Sinn.“

„Du hast Nerven.“

Randy schüttelte sich, als hätte man ihm Wasser über den Kopf gegossen. „Ich weiß ja auch nicht, was wir jetzt machen sollen.“

„Warten, bis sie zurückkehren.“

„Das kann dauern.“

„Fällt dir was Besseres ein?“

„Leider nicht.“

Turbo grinste. „Also gut, dann...“

„Von wegen.“ Randy boxte Turbo in die Seite, bevor er einige Schritte auf das zum Wasser hin gelegene Ende der kleinen Bucht zuing. Im Nebel hatte er etwas gesehen.

Unheimlich sah das Licht aus, das inmitten der dichten Schwaden wie ein geisterhafter, verwaschener Fleck wirkte. Ein

Irrlicht, ein helles Gespenst, das sich hin und her bewegte, und jetzt auch noch eine Stimme bekam, die wie der hohle Ruf aus einem Grab die Ohren der beiden Jungen erreichten.

„Randy, Turbo - alles klar?“

Gerufen hatte Ela!

2. Eine unheimliche Bootsfahrt

Turbo lachte krächzend auf. „Das... das darf doch nicht wahr sein. Oder habe ich mich verhört?“

„Bestimmt nicht.“

„Dann ist sie das tatsächlich?“

Randy legte die Hände rechts und links um den Mund, wobei er einen Trichter formte. Er rief in den Nebel hinein. „Okay, Ela, wir sind hier.“

„Klasse, wir kommen.“

„Mit dem Boot?“

„Womit sonst, Mensch. Wir wollen euch nur abholen. Kommt uns entgegen, auch wenn ihr nasse Füße kriegt.“

„Ha, ha.“

Zu hören war nichts. Wenig später jedoch schob sich etwas dunkles Unförmiges aus der grauen, wallenden Wand hervor und schien lautlos über den schaumigen Wellen zu schweben. Dann scheuerte der Kiel des Bootes über den Sand, und Benny Morton holte die Ruder ein.

Vier Füße platschten bereits durch das flache Wasser, denn Randy und Turbo liefen auf das Boot zu, wo Ela kniete und ihnen hineinhalf. Benny Morton saß auf der Ruderbank. Er grinste von einem Ohr zum anderen, als hätte ihm die Fahrt durch diese Waschküche ungemein viel Spaß bereitet.

Benny Morton war nicht sehr groß geraten, er war sogar noch etwas kleiner als Turbo. Das dunkle Haar kämmte er immer nach vorn, so daß ihm die Fransen wie einem Pony in die Stirn fielen. Das Gesicht mit dem pfißigen Ausdruck sah aus, als würde er immer lachen.

„Du bist mir vielleicht ein linke Wehe“, begrüßte Randy den englischen Freund.

„What's the matter?“

„Was los ist? Mensch, wir haben um euch gezittert. Wir hörten Schüsse und dachten...“

„Indeed, Schüsse.“ Benny sprach immer eine Mischung aus beiden Sprachen. Einmal Englisch, dann wieder Deutsch. Es hörte sich oft ulkig an, aber er kam damit gut klar.

Kennengelernt hatten sie Benny und seinen Vater Dr. Morton auf eine geheimnisvolle Art und Weise eines nachts in dem Schloß am Rhein. Beide Väter waren Wissenschaftler und arbeiteten eng zusammen. Agenten hatten Benny entführen wollen, aber Ela und Randy erwischt. Jedenfalls war es um Haaresbreite gegangen. Die Freunde konnten sich noch jetzt dazu gratulieren, nicht im Ostblock gelandet zu sein.*

„Wer hat denn geschossen?“ wollte Turbo wissen.

„Das wissen wir auch nicht“, sagte Ela. Sie trug zwar noch ihren Pferdeschwanz, hatte ihn aber diesmal nach oben gebunden, so daß er senkrecht von ihrem Kopf hochstand. Gehalten wurde er durch drei farblich verschiedene Bänder. Sie putzte Gischttropfen aus ihrem Gesicht. „Vielleicht haben wir bei unserer zweiten Fahrt Glück.“

„Noch mal raus?“

„Klar, Randy.“ Sie tippte ihn an. „Oder hat unser großer James Bond vom Rhein etwa Schuß?“

„Nein, aber das mit den Schüssen war gefährlich.“

„Die sind jetzt vorbei.“

„Weshalb seid ihr überhaupt so klammheimlich verschwunden? Das möchte ich mal wissen.“

„Benny hatte die Idee.“

Randy schaute zu dem Jungen, der aber tat, als hätte er nichts verstanden. „Was wolltet ihr damit bezwecken?“

* siehe Schloß-Trio Band 3: „Gefährliche Agentenfracht“

„Das Schiff suchen."

Randy lachte. „Das Knochenschiff, wie?"

„Genau."

„Das ist doch... blöd ist das."

„Meinst du wirklich?"

„Ja."

„Aber wir haben es gesehen!" flüsterte Ela. Bei den folgenden Worten senkte sie ihre Stimme noch weiter. „Es... es ist wirklich ein Geisterschiff, Randy."

„Das glaubst du?"

Ela Schröder nickte. „Und ob ich das glaube. Ich habe es mit eigenen Augen gesehen."

„Seit wann wird auf einem Geisterschiff geschossen?"

„Ich weiß nicht, ob da geschossen wurde. Jedenfalls haben wir es trotz des Nebels sehen können."

Turbo mischte sich ein. „Ich erinnere mich, Benny hat auch mal von einem Knochenschiff gesprochen? Hast du da wirklich Knochen gesehen? Ich meine, die Aufbauten und so weiter..."

Ela überlegte. „Es war, glaube ich, ein altes Segelschiff. So genau habe ich es nicht erkennen können."

„Mit Totenkopf-Flagge, wie?" höhnte Randy.

„Du wirst lachen, mein lieber Randolph. Die flatterte tatsächlich am Mast. Eine schwarze Flagge mit weißem Totenkopf. Was sagst du jetzt?"

„Erst einmal mag ich nicht, daß du mich Randolph nennst, Möpschen..."

Ela Schröder nahm eine drohende Haltung an. „Bisher sind nur deine Füße naß geworden. Aber wenn du noch einmal Möpschen sagst, kannst du Meerwasser schlucken."

„Danke, verzichte. Dann lieber eine Totenkopf-Flagge der Piraten. Also, was war mit dem Schiff?"

„Wir haben es gesehen.“

„Das weiß ich schon. Weshalb seid ihr allein los?“

„Benny wollte es.“

„Du nicht auch?“

„Er ist schließlich der Gastgeber. Wir sind aber jetzt zurückgekommen, um euch zu holen. Wenn ihr nicht zu feige seid, machen wir die Tour noch einmal.“

„Was soll das bringen?“ fragte Turbo.

„Wollt ihr das Knochenschiff sehen oder nicht?“ Benny meldete sich ungeduldig aus dem Boot.

Turbo schaute zu ihm hin. „Und wenn wieder geschossen wird?“

„Nicht von dem Schiff.“

„Wieso?“ fragte Randy und wandte sich dabei an Ela Schröder. „Ist da noch jemand draußen?“

„Benny behauptet das.“

„Und was sagst du?“

„Ich habe das nicht genau erkennen können.“

Benny hob eine Ruderstange aus dem flachen Wasser. „Sie... sie suchen einen...“ Er fand nicht das richtige Wort und sagte es in seiner Sprache: „Treasure.“

Randy staunte. „Einen Schatz?“

„Yes.“ Benny grinste.

„Das glaubst du?“ wandte sich Randy an Ela.

„Wenn er das sagt. Schließlich kennt sich Benny hier viel besser aus als wir.“

„Was soll das denn für ein Schatz sein?“

„Ein sehr alter. Benny erzählte mir, daß hier vor über zweihundert Jahren ein Schiff gesunken ist, das Gold geladen hatte. Die Leute in der Gegend reden darüber. Jeder will den

Schatz heben. Im Dorf sprechen sie auch davon, sagt Benny. Ich kann mir denken, daß die Typen, die geschossen haben, Schatzsucher sind."

„Oder Verbrecher."

„Das kann auch sein."

Randy schaute zu Turbo hinüber. „Wie ist das mit dir? Bist du dabei? Sollen wir noch mal raus?"

„Mir ist das egal. Ich mache alles mit."

„Und Benny kennt sich aus", sagte Ela. „Das Boot hat noch einen Außenborder, für alle Fälle."

Ela war einfach nicht zu bremsen. Sie gehörte zu denen, die Action wollten und sie auch immer wieder bekamen.

Benny meldete sich. „Ready to Start?"

Randy winkte ab. „Ja, es kann losgehen."

„Dann schieb das Boot an", sagte Ela.

„Immer ich."

„Hast du heute noch nicht dein Müsli gegessen?" foppte Ela ihn. „Du mußt groß und stark werden, damit du viele..." Sie hörte auf zu sprechen und schimpfte ihn aus, weil er blitzschnell eine Handvoll Wasser in ihr Gesicht gespritzt hatte.

Dann schob Randy das Boot an, damit es in tieferes Gewässer hineinglitt und Turbo sich zusammen mit Benny in die Riemen legen konnte.

Ela sah, wie Randy sich neben ihr niederließ. „Willst du die beiden eigentlich allein rudern lassen?"

„Mal sehen."

„Nein, nein, du wirst sie ablösen. Das ist wichtig. Du hast dich ausgeruht, Benny nicht."

„Aber er kennt das Gewässer besser."

„Stimmt. Wenn wir von der Küste weg sind, kannst du dich mal auf die Bank setzen."

„Wie gern ich das möchte.“

„Lügner.“

Die Freunde glitten in die grauen Nebelschwaden hinein, die ihnen grenzenlos vorkamen. Schon bald sahen sie keinen Anfang mehr und erst recht kein Ende.

Nur das Rauschen der Brandung hatte sich verstärkt. Es wurde nicht mehr so stark durch die Felsen gedämpft. Für sie ein Beweis, daß sie sich dem offenen Wasser näherten und die schützende Bucht allmählich verließen. Auch die Flut der anrollenden Wellen hatte sich verändert. Das Boot geriet in Strudel, die wie mit kräftigen Händen zerrten, als wollten sie das Boot zur Seite drücken und einfach wegschieben.

Benny und Turbo legten sich stark in die Riemen. Sie tauchten die Ruder ziemlich gleichmäßig ein und zogen kräftig durch, so daß sie gut vorankamen und auch die Strudel würden überwinden können.

Auf einmal lachte Turbo auf.

„Was hast du?“ fragte Ela. Sie und Randy saßen den beiden Ruderern gegenüber.

„Ich hätte nicht gedacht, daß ich in den Ferien noch arbeiten muß. Das ist ja schon sträflich.“

„Ja, du machst dich als Galeerensklave“, spottete Randy.

„Dann hol schon mal die Kette.“

„Attention! meldete sich Benny. Er hob das Ruderblatt aus dem Wasser, und Turbo tat es ihm nach.

„Was ist los?“

„Strudel“, antwortete Ela. Sie hatte sich über die Bordwand gebeugt. „Das ist wie beim erstenmal, als wir diese Bucht verlassen hatten. Wir haben unwahrscheinliches Glück, Freunde. Der Sog zieht uns nach draußen.“

„Ist die Waschküche da auch so dicht?“ Randy warf einen skeptischen Blick nach vorn.

„Noch dichter."

„Wo ist das Radar?"

„In deinem Kopf."

„Und wo da genau?"

Ela wies auf seine Ohren. „Da ist es. Du mußt lauschen, du mußt hören, du mußt mit deinen Löffeln sehen. Habe ich alles von Benny gelernt. Der weiß viel."

„Wie schön für ihn."

Ela grinste. „Sauer?"

„Nicht das geringste bißchen." Randy schaute nach rechts - also Steuerbord -, dort floß eine dunkle Felswand vorbei. Sie markierte gleichzeitig das Ende der Bucht.

Benny erklärte, daß es hier keine Fallen mehr gab, und daß sich von nun an auch die Strudel in Grenzen hielten.

„Was für Fallen meint er?" fragte Randy.

Ela Schröder gab die Antwort. „Felsen, die aus dem Wasser schauen. Wenn sie scharfkantig genug sind und du darüberschabst, reißen sie dir den Kiel vom Bug bis zum Heck auf."

„Klasse, du hast viel gelernt."

„Ja, nimm dir mal ein Beispiel."

„Du kannst jetzt rudern", sagte Benny.

„Oh, wie ich mich freue." Randy verdrehte die Augen. Er stand vorsichtig auf, blieb in der gebückten Haltung und wechselte die Bank. Das Boot schwankte stark. Die Wellen hier waren mit denen in der Bucht kaum zu vergleichen. Nur der verflixte Nebel wurde immer dichter.

Turbo saß links neben Randy und grinste ihn an. „Welchen Kurs rudern wir denn?"

Ela bewegte winkend den Arm von oben nach unten. „Immer geradeaus für Anfänger wie dich. Ich sage Kurs Süd."

„Danke.“

Randy gehörte zwar nicht zu den Top-Ruderern, aber in einem Boot hatte er schon gegessen. Er und Turbo gaben sich leise Kommandos und spielten sich somit ein.

Zugleich tauchten sie die Ruderblätter in die Wellen, die wie kleine, gläserne Hügel unter den dichten Nebelwolken wirkten.

Noch zerrte die Strömung am Boot. Minuten später hatten sie diese Stellen überwunden und gerieten weiter auf das offene Meer hinaus, das eine lange Düning aufwies, auf deren Oberfläche ihr Boot schwebte. Mal schwamm es auf einem Kamm, dann rutschte es wieder hinein in ein Wellental, um von dort schwungvoll in die Höhe gehievt zu werden, dem nächsten Wellenkamm zu.

Ela und Benny schauten den beiden Jungen zu. Die Freunde saßen sich dicht gegenüber, zwischen ihren Gesichtern huschten Nebelfetzen durch und gaben der Haut ein gespenstischbleiches Aussehen.

Der Nebel dämpfte auch die Geräusche. Das Klatschen der Wellen erklang längst nicht mehr so laut. Es hörte sich an, als würden flache Hände gegen die Bordwand schlagen.

„Habt ihr denn ein Ziel?“ fragte Randy, schon ziemlich außer Atem.

„No, we haven't!“

Randy ließ das Ruder los. „Dann brauchen wir nicht mehr weiter zu rudern.“

„Stimmt“, sagte Ela lachend.

„Das hast du gewußt.“

„Klar doch.“ Sie streckte Randy die Zunge heraus.

Turbo meinte: „Dafür müßte sie eigentlich getauft werden.“

„Keine schlechte Idee.“

„Untersteht euch!“ drohte Ela. „Wenn ihr das vorhabt, gibt es

einen Superärger."

„Tatsächlich?"

„Und wie."

Turbo streckte seine Beine aus. „Sag mal ehrlich. Wie geht es jetzt weiter?"

„Wenn wir Glück haben, sehen wir das Knochenschiff."

„Vielleicht kamen die Schüsse von da?" meinte Randy.

„Möglich."

„Aber ihr habt sie doch auch gehört."

„Schon. Ob sie aber auf dem Schiff abgegeben wurden, kann ich nicht sagen. Außerdem ist das ein Geisterschiff, wenn du verstehst. Seit wann schießen Geister?"

„Seit sie dich gesehen haben."

Für diese Antwort kassierte Randy einen Tritt gegen das Schienbein, aber nur einen leichten.

„Mal sehen, wie es weitergeht", murmelte Turbo. Er hatte die Ruder eingeholt und schaute sich um. „Nebel, nichts als Nebel sieht man!" kommentierte er. „So ein verdammter Mist, wirklich."

„Mach dir keine Sorgen", sagte Randy. „Das Meer treibt uns schon an ein Ziel, finde ich."

„Oder das Ziel findet uns."

„Auch nicht schlecht."

„Stellt euch mal vor!" flüsterte Ela gegen das Klatschen der Wellen an, „hier gäbe es Haie."

„Sharks?" fragte Benny. „Indeed, es sind viele. Manchmal schwimmen sie um die Boote. Have a look. Vielleicht könnt ihr die Dreiecke erkennen. Schaut aufs Wasser."

Randy tippte sich gegen die Stirn. „Wenn es hier Haie gibt, fange ich in der nächsten Woche in einer Fischfabrik an und drücke den Ölsardinen die Augen zu. Ehrlich."

„Meinst du?“

„Und wie...“

„Seid mal ruhig!“ zischelte Ela. Sie veränderte ihre Haltung, hockte nicht mehr locker auf der Ruderbank, sondern ziemlich steif und mit durchgedrücktem Rücken.

„Was ist denn?“

„Ruhe, Randy...“

Elas Aufregung hatte die drei Jungen angesteckt. Sie hielten tatsächlich den Mund, lauschten oder schauten auf das Wasser, wo sich die Nebelfetzen an den Wellen festgeklebt hatten.

Sekunden verstrichen. Sie dehnten sich für die Freunde zu kleinen Ewigkeiten.

„Ich höre nichts“, wisperte Turbo, „und erkennen kann ich erst recht nichts.“

„Eben.“ Randy nickte.

„Da war etwas“, sagte Ela. „Ich habe es genau gehört. Ein komischen Rauschen.“

„Du bist irre.“

„Randy!“ Sie sprach den Namen schon halb knurrend aus. „Ich kenne das Geräusch, verflixt noch mal.“

„Und woher?“

„Weil ich es auf unserer Hinfahrt schon gehört habe. Du wirst es kaum für möglich halten, aber als dieses Geräusch zu hören war, tauchte kurze Zeit später das Totenschiff auf.“

„Dann müßten wir es jetzt auch sehen.“

„Damit kannst du rechnen.“

Randy wollte von Turbo einen Kommentar hören, der jedoch hielt sich zurück.

Eines war sicher. Nicht nur Ela hatte das Rauschen vernommen, auch Benny. Er drehte sich nach rechts, seine Hand wies geradewegs in den Nebel hinein.

„Es kommt..."

Auch Randy und Turbo standen wie unter Strom. Sie wollten ebenfalls etwas erkennen und hatten sich auf ihren Plätzen umgedreht. Starr blickten sie nach vorn.

Und da sahen sie es.

Zuerst hatten sie das Gefühl, als würden sich die Schwaden vor ihnen nur heftiger bewegen, als ob diese eine gewaltige Hand durcheinanderrührte. Dann aber schob sich etwas aus dem Nebel hervor, das tatsächlich aussah wie ein klumpiger, sehr hoher Bug. Schwach nur in seinen Umrissen zu erkennen.

Es hielt den Kurs. Es rauschte näher... düster und geheimnisvoll.

Das Knochenschiff..

3. Das Geisterschiff

Selbst Ela Schröder und Benny Morton, die das Schiff schon gesehen hatten, blieben auf ihrer Ruderbank hocken, als hätte man sie dort festgeleimt. Sie hatten sich umgedreht und große Augen bekommen. Vielleicht glaubten sie, den Nebel so besser durchdringen und mehr von dem geheimnisvollen und unheimlichen Schiff erkennen zu können.

Sie hörten keinen Motor, aber sie sahen auch keine geblähten Segel, zudem fehlte der Wind, doch das Schiff fuhr trotzdem. Irgendein für sie nicht sichtbarer oder hörbarer Antrieb sorgte dafür.

Gab es also doch Geisterschiffe, von denen sie oft gelesen hatten? Sie erinnerten sich an den ‚Fliegenden Holländer‘ und an andere Schiffe, die der Teufel wieder aus dem Meer gespuckt haben sollte.

Keiner sprach darüber, doch allen war anzusehen, daß sie sich nicht wohl in ihrer Haut fühlten.

Das Schiff näherte sich ihrem Boot. Es würde zwar zu keiner Kollision kommen, aber weit entfernt würde der unheimliche Segler auch nicht vorbeirauschen.

Der Nebel entließ das Schiff wie ein düsteres Geheimnis. Hoch ragte die rechte, die Steuerbordseite, vor ihnen auf, umflattert von grauen Dunstschwaden. Krumme Masten ragten vom Deck in die Höhe. Die zerfetzte Takelage bewegte sich träge, als wollte sie gerade ihnen in dem kleinen Boot zuwinken.

Der Bug des Schiffes schob einen weißen Bart vor sich her. Die schaumige Gischt lief an den Bordwänden entlang und mündete in Wellen, die über die lange Dünung ritten und auch das Boot mit den vier Freunden erreichten.

Ohne daß sie etwas dagegen unternehmen konnten, wurden sie plötzlich in die Höhe gehievt, tanzten auf den

Wellenkämmen, rutschten hinein in die Täler, kamen wieder hoch, und Randy spürte, wie sich das genau in seinem Magen fortsetzte. Bisher hatte er nur auf dem Rhein Bootsfahrten unternommen. Da konnten die Wellen manchmal ebenfalls ziemlich hoch und wild werden, aber so etwas wie hier hatte er noch nicht erlebt.

Unwillkürlich hielten sie sich an den Kanten der Ruderbänke fest. Sie kamen sich vor, als säßen sie in einer tanzenden Nußschale, die jeden Moment auseinanderbrechen konnte.

Aber das Boot hielt den Wellen stand. Zwar legte es sich einige Male gefährlich auf die Seite, doch es kenterte nicht. Nur einmal rollte eine langgezogene Welle als Gischtreifen über Bord.

Langsam glitt das gewaltige Schiff vorbei. Niemand schaute über das Schanzkleid hinweg oder ließ sich an der Reling blicken. Es war tatsächlich ein Geisterschiff, das da an ihnen vorbeizog.

„Mann“, stöhnte Ela, wobei sie sich Spritzwasser aus dem Gesicht wischte, „das begreife, wer will, nur ich nicht.“

Keiner antwortete. Das unheimliche Schiff hatte sie völlig in seinen Bann geschlagen.

Eine halbe Minute später war es vorüber. Sie schauten dem klobig wirkenden Heck nach, sahen noch die Schaumstreifen des Wassers, und dann war der ganze Spuk wieder verschwunden, wie vom Nebel verschluckt.

Es sah so aus, als würde sich hinter dem Schiff die Nebelwand, die einmal aufgerissen worden war, wieder zusammenschieben. Sie nahm ihnen jede Sicht auf den Segler.

„Das also war das Knochenschiff“, sagte Randy leise und schüttelte den Kopf. „Ich kann es nicht fassen.“

„Frag mich mal“, flüsterte Turbo.

„Und was sagst du, Benny?“



„Ich kenne es.“

„Ja, aber es muß einen Grund haben, daß es gerade bei Nebel erscheint.“

„Geister!“

„Quatsch, die gibt es nicht.“

Benny hob nur die Schultern und zog ein bedenkliches Gesicht. „Viele Leute glauben an Geister. Ich kann euch Geschichten erzählen. Stories, die sehr...“

„Nein, nein!“ mischte sich auch Ela ein. „Das stimmt nicht. Die Leute machen sich etwas vor.“

„Und das Schiff?“

„Well“, meinte Randy und nickte. „Irgendwo hast du schon

recht. Ich weiß auch keine Erklärung."

„Die suchen doch nach einem Schatz", sagte Turbo. „Haben wir nicht gehört, daß hier ein Schiff auf dem Meeresgrund liegt, in dem ein Schatz versteckt sein soll?"

„Na und?"

Turbo schaute Ela an. „Vielleicht ist es das Schiff."

„Dann müßte es vom Grund des Meers hochgestiegen und an uns vorbeigesegelt sein."

„Das meine ich."

„Bei dir piept es. Du bist total von der Rolle. Wer glaubt das denn, Mann?"

„Gib du mir eine bessere Erklärung."

„Die habe ich noch nicht."

„Eben."

Randy sprach Benny an, der wieder nach der Ruderstange gegriffen hatte und sie mit der flachen Seite in die heranrollenden Wellen tauchte. „Sag mal, Benny, hast du eigentlich mit deinem Vater schon darüber gesprochen?"

„Der ist nicht da."

„Früher. Das Schiff gibt es doch schon länger."

Benny nickte. „Ja, schon, aber Dad meinte, daß ich das nicht so eng sehen soll. Er glaubt nicht an Geister."

„Da habt ihr es", mischte sich Ela ein.

„Trotzdem ist mir der dumme Kahn nicht geheuer." Turbo hatte sich umgedreht, konnte das Schiff aber nicht mehr erkennen. „Da stört mich einiges. Wir müssen versuchen, an Bord zu kommen."

„Was?" rief Ela.

„Das ist natürlich Männersache, aber..."

„Hör doch auf mit dem Quatsch. Willst du vielleicht hinterher rudern und von unserem Kahn aus an Bord springen? Hast du

das vor bei deinem komischen Plan?"

„Wäre doch nicht übel."

„Red keine Soße", mischte sich auch Randy ein. „Ich kann mir denken, daß dieses Schiff trotz allem eine Besatzung hat. Die Kerle zeigen sich nur nicht, das ist alles."

„Weshalb sollten sie sich denn versteckt halten?" fragte Ela.

Randy beugte sich vor. „Die führen was im Schilde, das sagt mir einfach mein Gefühl."

„Hast du denn Gefühle?"

„Mehr als du."

„Ich lache später."

Randy wurde von Turbo angestoßen. „Da kommt doch wieder was!" sagte der Junge aus Japan. „Hört... hört mal..." Seine Stimme zitterte leicht. „Auf dem Wasser."

„Was ist da?" fragte Benny.

„So ein... ein Brummen."

Das Geisterschiff war vergessen. Die vier Freunde lauschten in den Nebel hinein, der die Geräusche verschluckte und das Brummen nur gedämpft wiedergab.

Die Freunde schauten sich an, sie hoben die Schultern, bezeichnende Gesten für ihre Hilflosigkeit. „Keine Ahnung, was das sein könnte", sagte Ela.

Randy schnippte mit den Fingern. „Ich weiß es. Das kann nur ein Motorboot sein. Klar, eine andere Möglichkeit gibt es nicht."

„Wer fährt denn schon im Nebel?" fragte Turbo.

„Weiß ich doch nicht."

„Vielleicht jagt irgend jemand das Gespensterschiff. Kann doch sein oder?"

Randy verzog das Gesicht. „Bei diesem Nebel?"

„Wir sind schließlich auch unterwegs."

„Seid doch mal still!“ zischte Ela Schröder. Sie hatte sich auf der Bank sitzend geduckt. „Ich glaube, es kommt näher.“ Sie lauschten und hörten den Kommentar des Mädchens. „Ja, das Geräusch wird lauter. Das ist wie vorhin bei dem Rauschen.“

Dann sahen sie den Schatten. Er huschte an der Steuerbordseite entlang, blieb aber weit genug von den vier Freunden entfernt, so daß sie den Bootstyp nicht erkennen konnten. Außerdem verzerrte der Nebel die Proportionen.

Randy spürte Elas Hand auf seinem Knie und auch, wie sie etwas zitterte. „Ob es vorbeifährt?“

„Keine Ahnung.“

In der Tat, es fuhr vorbei, doch wie der Teufel oder der Zufall es wollte, verlor das Boot an Geschwindigkeit. Den Freunden kam es wie ein dicker Kloß vor, der plötzlich im Nebel steckengeblieben war. Aber dann bewegte es sich wieder und fuhr eine Kurve, um den genau entgegengesetzten Kurs einzunehmen.

„Verflixt, es kommt zurück!“ hauchte Turbo.

Diesmal war das Boot langsamer, aber es wirkte dafür umso bedrohlicher. Es kam näher, jedoch wieder nur bis auf eine bestimmte Distanz.

Im nächsten Augenblick geschah es!

Etwas oberhalb des sich im Nebel dunkel abzeichnenden Bootsrandes blitzte es auf. Das war kein Licht, es waren auch keine Wunderkerzen, sondern Mündungsfeuer, denn gleichzeitig peitschten Schüsse über die Wasseroberfläche.

Im ersten Augenblick waren die Freunde einfach zu geschockt, um reagieren zu können. Sie saßen wie festgenagelt in ihrem Boot und hörten die Einschläge der Kugeln, als diese dicht neben dem Boot ins Wasser pitschten. Erst als die Salve verstummt war, schafften sie es, sich zu ducken. Es wurde etwas eng, als sie sich auf die feuchten Planken preßten.

Randy hatte die Augen weit aufgerissen und leicht verdreht. Er konnte in Elas Gesicht schauen, die ebenfalls starr vor Angst dalag und sich nicht traute, ein Wort zu sprechen.

Turbo und Benny erging es nicht anders. Und dann rief ihnen jemand etwas zu. Durch ein Megaphon verstärkt und gleichzeitig verzerrt klang die Stimme vom anderen Boot zu ihnen herüber. Die drei vom Schloß-Trio sprachen so gut Englisch, daß sie die Sätze verstehen konnten.

„Hütet euch vor uns! Kommt uns nicht noch einmal in die Quere. Das war die erste und die letzte Warnung!"

„Aber die haben schon mal geschossen!" konnte Turbo sich nicht verkneifen zu sagen.

„Klappe!" zischte Randy.

Noch einmal knatterte eine Salve auf. Diesmal hörten die Freunde nicht das Einschlagen der Kugeln in die Wasseroberfläche. Wahrscheinlich jagten die Geschosse über sie hinweg.

Dann dröhnte ihnen das Echo eines auf Hochtouren gebrachten Bootsmotors in den Ohren. Die Verbrecher, oder wer immer sie waren, gaben Vollgas und brausten davon.

Wellen entstanden durch das rasche Drehen der Heckschraube und rollten gegen den Kahn der Freunde an, so daß ihr Boot anfang zu schaukeln. Obwohl sich die Verbrecher davonmachten, blieben die Freunde noch so lange geduckt, bis das Geräusch des Motors verstummt war.

Erst dann trauten sie sich hoch.

„O Mann, das war ein Ding!" flüsterte Turbo. „Und bestimmt keine Piraten."

„Wieso nicht?" wollte Ela wissen.

„Die kämpfen mit Schwertern, Dolchen und Degen."

„Dann waren es eben moderne Piraten!" schluchzte sie und zog einige Male die Nase hoch. Der Anschlag hatte sie

geschockt. Ela preßte ihre Stirn gegen Randys Schulter, der ebenfalls nicht in der Lage war, ein Wort zu sagen.

Es verging eine Weile, bis sich die Freunde gefangen hatten und halbwegs normal miteinander reden konnten.

Randy fiel auf, daß ihr englischer Freund verwirrt auf die Planken starrte und ab und zu den Kopf schüttelte. Danach wischte er jedesmal über seine Augen. Randy wandte sich an Benny Morton. Noch immer hatte er Mühe, seiner Stimme einen festen Klang zu geben. „Sag mal, Benny, ist es möglich, daß dir die Stimme bekannt vorkam?“

Der Junge aus England hob nur die Schultern. Zu einer anderen Reaktion war er nicht fähig.

„Kam sie dir bekannt vor?“

„Ich weiß es nicht!“

„Du bist dir nicht sicher?“

„Yes, yes.“ Er schneuzte in ein großes Taschentuch. „Es war nicht einfach. Die... Stimme wurde verzerrt, versteht ihr? Sie hat einem Mann gehört, okay, aber mehr weiß ich auch nicht. Das ist alles so schlimm geworden.“

Randy schaute Turbo an. „Ich weiß mir auch keinen Rat“, sagte dieser. „Entweder will er nichts sagen oder aber...“

Da Turbo nicht weitersprach, fragte Randy: „Was ist denn mit deinem komischen aber?“

Turbo rückte näher an den Freund heran und brachte die Lippen dicht an dessen Ohr. „Es kann doch sein, daß er uns nicht verraten will, wer gesprochen hat.“

Randy bekam einen Schreck. „Meinst du das im Ernst?“

„Aber klar.“

Er schaute auf Benny. Der hatte von ihrer Unterhaltung nichts mitbekommen und war nur mit sich selbst beschäftigt. Auch Ela kümmerte sich nicht um sie. Das Mädchen starrte in den Nebel, als könnte er ihr die Lösung sagen.

„Soll ich ihn fragen?" wisperte Randy.

Turbo winkte mit beiden Armen ab. „Laß das mal lieber, sonst wird er noch sauer. Reiß lieber keine Wunde auf, das sagt man doch bei euch, wie ich mal hörte."

„Ja, du Sprücheklopfer. Mir ist das Lachen vergangen."

„Mir auch."

Randy reckte sich und holte tief Luft. „Dann sollten wir wieder zurückrudern."

Turbo wollte nicht. „Denk mal an den Außenborder. Damit klappt es bestimmt besser."

„Meinetwegen."

Turbo stieß Benny zweimal an, bevor dieser überhaupt reagierte. Dann schreckte er förmlich hoch und schaute Turbo ins Gesicht. „Ich will nicht noch länger hier im Boot hocken, meine Freunde auch nicht. Also was ist?"

„Wollt ihr wieder..."

„Ja, fahren, aber nicht mehr rudern. Kennst du dich mit dem Motor aus?"

„Of course."

„Gut, wenn das so natürlich ist, kannst du ihn auch anstellen." Turbo schlug dem Freund aus England auf die Schultern. „Los, Benny, schmeiß einen Riemen auf die Orgel."

Noch immer bewegte sich der Junge wie im Zeitlupentempo. Er kroch dem Heck entgegen und reagierte nicht einmal, als ihn Ela mit einer behutsamen Bewegung über den Kopf streichelte. „Ich glaube, ich... ich könnte j etzt beten", flüsterte sie. „Daß wir noch einmal davongekommen sind, das kann ich nicht fassen."

„Ich schon", sagte Randy.

„Was?"

Randys Erklärungen gingen im Lärm unter, der entstand, als Benny den Außenborder anließ. Er hatte dabei an einer Schnur

gezogen und somit die Zündung in Gang gesetzt.

„Los, noch mal!“ rief Ela.

Randy mußte gegen das Geräusch des Motors ansprechen. „Die haben uns bewußt nicht treffen und uns nur einen heißen Schreck einjagen wollen. Die erste und die letzte Warnung.“

„Meinst du wirklich?“

„Ja.“

Ela winkte Randy zu sich heran. Als er ganz nahe vor ihr stand, schauten sie sich an. „Mal ehrlich, Randy, und du darfst mich auch nicht für eine ängstliche Pute halten, aber ich frage dich jetzt, ob wir nicht lieber die Ferien abbrechen und nach Hause fahren sollten. So habe ich sie mir nicht vorgestellt.“

Randy überlegte. Dann fuhr er mit den gespreizten Fingern durch sein dichtes, braunes und immer etwas wirres Haar, bevor er einen Blick über die Schulter warf und kurz zu Benny Morton hinschaute. „Gedacht habe ich daran auch schon, aber ich will dir ehrlich sagen, ich kann ihn einfach nicht im Stich lassen.“

„So?“

„Ja. Ich weiß nicht, wie du darüber denkst, Ela.“

„Ebenso, Randy, das ist es ja.“

„Dann sind wir uns einig.“

„Willst du denn Detektiv spielen, wie sonst?“

Jetzt hörte auch Turbo mit. Er bezog die Frage auf sich selbst. „Das habe ich mir auch schon überlegt. Es würde mich schon reizen, dem Geheimnis des Gespensterschiffs auf die Spur zu kommen. Oder wie denkt ihr darüber?“

„Nicht unbedingt negativ.“ Randy sprach wie ein Politiker.

„Ich brauche es nicht unbedingt“, gab Ela zu. „Obwohl ich kein Angsthase bin, ihr kennt mich. Aber das ist mir zu gefährlich, denn Geister sind die bestimmt nicht.“

„Kann schon sein.“ Randy lachte leise, als er über seinen

Nacken strich, wo ihn das Spritzwasser getroffen hatte. „Ich gehe mal davon aus, daß wir es nicht mit Geistern zu tun haben. Dann aber frage ich euch, wo man ein derart großes Schiff verstecken kann?“

„Ein Bootshaus“, sagte Turbo.

„Nein, zu groß.“

Ela kam auf den Trichter. „Vielleicht in einer Bucht. Die Küste hier ist doch nicht flach. Die ist steil und felsig, da sind viele Einschnitte vorhanden, fast schon Fjorde. Wenn einer gut steuern kann, schafft er das auch, einen solchen Kahn in eine verborgene Bucht zu lenken, wo man ihn nicht entdeckt.“

„Die Sache hat etwas für sich“, gab Randy zu.

Turbo schlug mit der Faust in seine offene Handfläche. „Also versuchen wir es.“

„Ich wäre nicht dagegen“, meinte Randy.

„Und du, Ela?“

„Soll ich allein nach Hause fahren? Nein, wir sind zusammen gekommen und werden auch zusammen fahren.“

„Richtig!“ Turbo hob einen Arm. „Einer für alle, alle für einen. Das ist unser Spruch.“

„Den du plagiert hast!“

„Wie bitte?“

„Geklaut hast. Der ist von den Musketieren. Alexandre Dumas, verstehst du?“

„Bisher nicht.“

„Ist auch egal.“ Plötzlich drehten Randy und auch die beiden anderen ihre Köpfe zu Benny hin, denn der hatte den Außenborder abgestellt und kniete im Boot. Der gespannte und gleichzeitig geängstigte Ausdruck in seinem Gesicht war nicht zu übersehen.

„Was ist?“ fragte Ela.

Benny legte einen Zeigefinger auf die Lippen. Eine Sekunde später hörten sie es selbst.

„Hello! Help me... help me...!“ hallte eine dumpf klingende Stimme über das Wasser...

4. Piraten-Pete

Randy schlug sich gegen die Stirn. „Teufel noch mal, hört das denn nie auf, hier?“

„Das ist er!“ rief Benny. „Das ist... die Stimme kenne ich.“

„Wie heißt er denn?“

„Ein Freund von mir. Piraten-Pete. Wir... wir müssen ihm helfen, schnell, bitte.“

Helfen wollten sie schon. Nur wußten sie nicht, wie sie es anstellen sollten. Die Stimme hatten sie zwar gehört, der Rufer selbst war nicht zu sehen.

Ela wandte sich an Benny. „Von wo hat der Mann denn geschrien?“

Das wußte er auch nicht.

„Dann warten wir mal ab“, schlug Turbo vor. „Jeder schaut in eine andere Richtung. Aus irgendeiner muß er ja kommen, wenn er uns gehört oder gesehen hat.“

Das war nicht so einfach. Noch immer lag über dem Wasser eine regelrechte Waschküche, nahezu dick wie graue Tinte und schier undurchdringlich.

Auf einem Boot mit einem Motor konnte sich der Rufer nicht befinden. Die Freunde jedenfalls hatten nichts vernommen, was darauf hingewiesen hätte.

Aber sie vernahmen etwas anderes. Das Geräusch drang nur dünn durch den Nebel, konnte auch richtungsmäßig nicht genau bestimmt werden. Es wiederholte sich in zeitlich gleichen Abständen. Ein Klatschen, das ihnen vertraut vorkam.

Bestimmt ein Ruder!

„He!“

Endlich hatte Benny seine Überraschung abgeschüttelt. Er rief zurück. „Piraten-Pete!“

„Okay, ich bin hier!"

„Wo denn?"

„Steuerbord, glaube ich."

„Dann komm!"

Das Klatschen blieb und hatte sich sogar gesteigert. Ein Beweis, daß sich Piraten-Pete tatsächlich näherte.

Es schob sich aus dem Dunst.

Zuerst sahen sie nur einen Schatten. Eine geisterhafte Erscheinung, umweht von Nebelfetzen, die in einem kleinen Schlauchboot hockte. Eher für einen See oder Kanal geeignet, aber nicht für das Meer, wirkte das Boot auf der Dünung hier irgendwie verloren.

Piraten-Pete ruderte wie ein Weltmeister, um sich dem Kahn zu nähern. Eine lange Welle hatte das Boot gepackt und ließ es auf ihrem Kamm reiten.

Die Welle kippte, das Schlauchboot ebenfalls und mit ihm Piraten-Pete. Die Freunde überkam das Bibbern. Für einen Moment sah es so aus, als würde das Schlauchboot über ihrem Kahn zusammenbrechen, doch die Welle trieb es nur bis dicht vor die Bordwand.

„Fangt!" Piraten-Pete hatte das Wort gerufen und gleichzeitig eine Leine geschleudert.

Turbo schnappte sie auf. Randy half ihm. Die Jungen schlangen die Leine um ihre Unterarme, hielten eisern fest und zogen Pete mit seinem Schlauchboot an ihren Kahn heran.

„Danke, ihr Helden!" keuchte der Mann. Er wischte über sein Gesicht. „Bin ich froh, daß ich euch getroffen habe." Er hockte im schwankenden Boot, schaute sie an und schüttelte den Kopf. „Benny kenne ich, aber wer seid ihr?"

„Freunde von Benny."

„Ausländer?"

„Germany.“

„Ach so. Ich dachte schon, ihr kämt von Australien. Euere Aussprache hörte sich so an.“

„Nein, aus der Nähe von Düsseldorf.“

„Kenne ich.“ Piraten-Pete nickte Ela zu. „Ich habe mal eine Tour auf dem Rhein gemacht.“

„Willst du in deiner Nußschale bleiben?“ fragte Benny.

„Warum?“

„Wir können dich abschleppen.“

„Ja, ist gut.“

„Wie kommst du überhaupt hierher?“

Piraten-Pete lachte schrill. „Das ist eine kurze, aber auch böse Geschichte. Ich war draußen, wollte mich etwas umsehen, dann kam dieses verdammte Boot. Die haben auf meinen Kahn geschossen. Der ist abgesoffen wie ein löchriger Eimer. Keine Chance, zerhämert von Kugeleinschlägen, aus dem haben sie einen Käse gemacht. Ich konnte mich in meine Nußschale retten, sonst wäre es übel ausgegangen.“

Im nachhinein bekamen die Freunde einen Schreck, als sie daran dachten, daß ihnen das gleiche hätte passieren können.

„Dann sind diese Lumpen lachend verschwunden.“ Pete schüttelte sich. „Aber die kriege ich noch zwischen die Finger, das habe ich mir geschworen.“

„Wer fährt denn auch bei dem Wetter vor der Küste umher.“

„Das mußt gerade du mir sagen, Benny. Darf ich die Frage zurückgeben?“

„Klar. Wir haben das Gespensterschiff gesucht.“

„Ich auch.“

„Aber wir haben es gesehen.“

Pete winkte ab. „Dazu bin ich nicht mehr gekommen. Ich hatte genug mit mir selbst zu tun.“

Bei jeder höheren Wellenbewegung geriet auch das Schlauchboot ins Schwanken. Es wurde angehoben und gegen den Kahn der Freunde getrieben. Mit dem Wulst rieb es über die Bordwand.

Piraten-Pete sah aus wie ein typischer Seemann. Auf seinem Kopf saß eine Schiffermütze. Er trug wasserfeste Kleidung, einen Ölmantel und hatte ein rundes Gesicht, dessen untere Hälfte von einem wild wuchernden Bart eingenommen wurde. Regelrechtes Gestrüpp, in dem der Mund kaum zu sehen war. Über den Augen wuchsen dichte Brauen.

„Wollt ihr mich bis an den Strand rudern?“ fragte Pete. „Ich hatte, so glaube ich, einen Außenborder gehört.“

„Ja, ist klar.“

Randy und Turbo tauten die Leine an der Ruderbank fest. „Macht mir ja die richtigen Knoten“, warnte Pete sie. „Sonst setzt es was, ihr Landratten.“

Benny begutachtete den Knoten und zurrte ihn noch einmal fest. Dann ließ er den Außenborder an.

Das hinter dem Kahn hängende Gewicht des Schlauchboots mit Inhalt machte ihnen schon zu schaffen. Sie kamen längst nicht mehr so schnell voran wie auf dem Hinweg, auch wenn sie nahe der Küste von den Wellen geschoben wurden.

Furcht, daß Benny die Bucht im Nebel nicht mehr würde finden können, hatte das Schloß-Trio nicht. Wie ein großes Maul lag sie vor ihnen. Sie mußten nur den Stromschnellen und kleinen Strudeln entweichen.

Dann, im ruhigen Wasser, atmeten sie allesamt auf und waren froh, es geschafft zu haben. Sie zogen die Boote an Land. Piraten-Pete ließ die Luft aus seinem Schlauchboot. „Das werde ich mitnehmen.“

„Was ist mit deinem Schiff?“

„Benny, das hat man mir zerschossen.“

„Klar, wissen wir. Wirst du denn die Polizei informieren? Die muß doch Bescheid wissen.“

„Muß die das wirklich?“

„Klar, das waren Gangster.“

Piraten-Pete winkte ab. „Junge, mir ist nichts passiert. Und das Boot? Meine Güte, das war sowieso ein uralter Kahn. Da hätte mir nicht mal die Versicherung etwas für bezahlt. Nein, mein Junge, ich lasse alles auf sich beruhen.“

„Was bezweckst du damit?“

Piraten-Pete tätschelte leicht Bennys Wange. „Du darfst zwar alles essen, aber nicht alles wissen.“

„Und ich habe gedacht, du bist mein Freund.“ Wütend stampfte Benny mit dem Fuß auf.

„Bin ich auch.“

„Dann stellst du dich so an?“

„Gerade weil ich dein Freund bin. Manchmal muß man sich aus gewissen Dingen heraushalten. Ach so, habe ich mich schon für das Mitnehmen bedankt?“

„Darauf können wir verzichten!“ rief Benny wütend.

Pete packte das zusammengefaltete Schlauchboot über seine Schulter und marschierte lachend davon. „Wir sehen uns morgen bei mir im Laden, Freunde. Da trinken wir einen Tee...“

Keiner hielt ihn auf. Das Schloß-Trio schaute ihm verwundert hinterher. Ela meinte schließlich: „Was ist das denn für ein Typ?“

„Ein Freund von mir.“

„Da hat er sich aber komisch benommen.“

Benny winkte ab. „Das darfst du nicht so tragisch sehen. Pete ist schon in Ordnung. Auf den kann ich mich verlassen.“

„Was macht er denn so?“

„Er hat einen Laden im Ort.“

„Lebensmittel?" fragte Turbo und fing sich von Randy einen vorwurfsvollen Blick ein. „Du denkst auch nur an das Essen."

„Nein", sagte Benny. „Der verkauft alles mögliche, was mit dem Wasser- und Angelsport zusammenhängt."

„Auch Boote?" fragte Ela.

„Kleinere Schlauchboote, glaube ich. Er ist im Ort bekannt. Piraten-Pete kennt jeder."

„Er ist dein Freund?"

Benny nickte Turbo zu.

„Aber er ist auch scharf auf das Gespensterschiff", meinte Randy und schaute den Freund aus England an.

„Weiß ich nicht."

„Welchen Grund hätte er sonst gehabt, bei diesem Nebel vor der Küste zu kreuzen?"

„Wir können ihn morgen fragen."

Randy winkte ab. „Ob der uns keine Lügen aufischt, ist fraglich."

Ela Schröder hatte begriffen, was er meinte. „Glaubst du denn, daß Piraten-Pete mit den Verbrechern unter einer Decke steckt?"

„Vielleicht."

„No, no!" Benny wehrte sich entschieden und mit lauter Stimme dagegen. „Das ist unmöglich."

„Wieso?"

„Ich kenne ihn. Pete würde das nie machen. Er ist ein guter Freund von mir. Ich habe viel von ihm gelernt. Er hat mir beigebracht, wie man Netze flickt. Er hat mir das Angeln gezeigt, wie man eine Leine richtig wirft und so. Auch das Bootsfahren habe ich bei ihm gelernt. Der hat mit den Verbrechern nichts zu tun. Pete ist clear."

„Wenn du das sagst."

„Ja, das sage ich.“

Benny war richtig wütend geworden. Die Freunde aus Deutschland schauten sich an, hoben die Schultern, und Ela winkte schließlich ab. Benny hatte ihnen den Rücken zugedreht.

Das Mädchen ging zu ihm und legte ihm die Hand auf die rechte Schulter. „Das haben wir doch nicht so gemeint, Benny.“

„Trotzdem.“

„Du mußt auch uns verstehen. Wir sind hier fremd, wir kennen niemand außer dir.“

„Pete vertraue ich.“

„Und ich will meinem Bett vertrauen“, erklärte Turbo. Er gähnte laut und anhaltend. „Irgendwie bin ich kaputt. Ich könnte im Stehen einschlafen.“

„Also gehen wir“, sagte Randy.

Dagegen hatte niemand etwas einzuwenden. Es war spät geworden. Sie hatten gar nicht gemerkt, daß es schon Abend war. Durch den Nebel liefen sie die lange Steintreppe hoch. Im Haus selbst verteilten sie sich auf ihre Zimmer.

„Na, was sagst du?“ fragte Turbo, als er die Tür schloß.

Randy hatte sich auf das Bett gesetzt. „Ich habe ganz schön gezittert, als die schossen.“

„Frag mich mal.“

„Was steckt dahinter? Was ist das für ein Schiff?“

Turbo hob die Schultern. „Keine Ahnung, ehrlich. Aber wir werden es morgen suchen.“

„Wieder im Nebel?“

„Hoffentlich nicht.“

Beide saßen noch eine Weile und unterhielten sich. Als sie dann zu Bett gingen, lagen sie noch ziemlich lange wach. Zuviel war geschehen, das sie am raschen Einschlafen hinderte...

Der nächste Morgen!

Wo war der Nebel von gestern?

Verschwunden, weggezaubert, verdampft unter den Strahlen der wunderbaren Sonne. Ein klarer Tag lag vor ihnen. Die Helligkeit des durch das Fenster fallenden Lichts ließ beide Jungen blinzeln.

Turbo war als erster auf den Beinen und verschwand unter der Dusche, die zwei Türen weiter lag.

Auch Randy hielt nichts mehr in seinem Bett. Er stand auf und trat ans Fenster.

Der Blick war einfach toll. Das alte Haus stand direkt auf der Klippe. Wie eine Trutzburg, die sich gegen Wind und Wetter stemmte. Ihr Zimmer lag zur Rückseite hin, also zum Meer. So konnte Randy über den Rand der Steilküste hinwegsehen und auf die See blicken, die grünbraun und an manchen Stellen türkisfarben vor ihm lag.

Die Wellen rollten gegen die Küste, schlugen entweder an harte Felsen oder fanden ihren Weg in kleine Buchten, wo sie auf schmalen Sandstränden zur Ruhe kamen.

Wegen der klaren Sicht konnte Randy weit auf das Meer hinausschauen und sah auch die Boote, die sich auf dem Wasser bewegten. Auf diese Entfernung hin wirkten sie klein wie Spielzeuge.

Wenn er an den gestrigen Spätnachmittag dachte, konnte er nur den Kopf schütteln. Daß sie durch dichten Nebel geschippert und zudem noch beschossen worden waren, kam ihm im nachhinein noch wie ein Traum vor, allerdings wie ein böser.

Als die Tür geöffnet wurde, drehte er sich nicht um. Er rechnete mit Turbo.

Es war jedoch Ela Schröder, die ihn ansprach. „He, du alter Faulpelz, du bist ja noch immer nicht angezogen?“

Randy drehte sich um.

Ela Schröder sah aus wie der junge Frühling: Weiße Jeans,

weißer Pullover mit einem Aufdruck, der zwei grinsende Gesichter zeigte. Das Haar hatte sie hochgekämmt und die Reste zu einem aufrecht stehenden Zopf geflochten, die Arme in die Seiten gestützt.

„Nur keine Hektik.“

„Weißt du eigentlich, wie spät es ist?“

„Dem Glücklichen schlägt keine Stunde. Außerdem müssen wir nicht in die Schule.“

„Klar, alles klar. Trotzdem habe ich keine Lust, wegen dir auf das Frühstück zu warten.“

„Ist Mrs. Baxter denn schon da?“

„Seit über einer Stunde, Mr. Ritter. Außerdem habe ich Hunger. Wir wollen zu Piraten-Pete und...“

„Was machst du denn zu nachtschlafender Zeit hier?“ beschwerte sich Turbo, der aus der Dusche zurückkehrte und sein Haar trocken rubbelte.

„Ich will euch Faupelze holen.“

„Wir kommen gleich.“

„In zehn Minuten.“ Ela machte abrupt kehrt und verschwand.

Turbo kam in das Zimmer. „Ist die sauer?“ fragte er.

„Ja, die will los.“

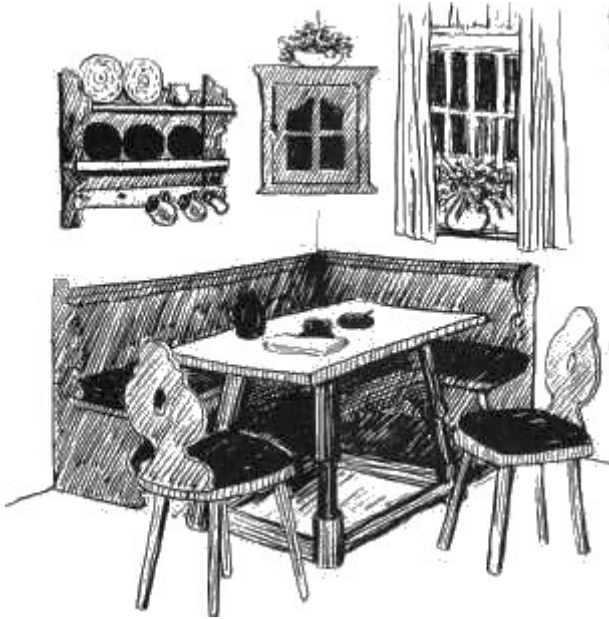
„Wohin?“

Randy löste sich vom Fenster. „Keine Ahnung. Erst mal frühstücken, dann zu Piraten-Pete.“

„Meinetwegen. Aber Hunger habe ich auch.“

„Okay, ich beeile mich.“ Randy schnappte sich sein Duschgel und verließ das Zimmer. Handtücher hingen in der Dusche.

Er beeilte sich tatsächlich. Als er ins Zimmer zurückkehrte, hatte Turbo es schon verlassen. Ihn, Ela und Benny traf Randy dann in der großen Küche wieder. Sie saßen an einem breiten Tisch und sprachen mit Mrs. Baxter, der Haushälterin.



Verärgert schaute sie den Nachzügler an. Mrs. Baxter war eine ältere Frau, ziemlich rund, hatte kurzes, graues Haar und trug eine Brille. Die weiße Schürze war so sauber, daß sie Reklame für ein Waschmittel hätte machen können.

„Good morning!“ grüßte Randy. Er grinste etwas verlegen, als er sich zwischen Turbo und Ela setzte.

„Der Tee ist noch heiß“, sagte Benny.

„Und der Toast schmeckt prima.“ Begeistert biß Turbo in die Scheibe. Er hatte das geröstete Brot mit Brombeerkonfitüre dick bestrichen. Das war etwas für ihn.

Randy Ritter bekam ebenfalls seinen Toast, nahm Marmelade und roch dann den Schinken, den Mrs. Baxter in einer schweren Eisenpfanne briet. Kochen konnte sie gut. Die Frau kümmerte sich tagsüber um das Haus der Mortons, wohnte aber selbst im Ort. Ihr Mann, ein pensionierter Kapitän, war als ein großer Geschichtenerzähler bekannt.

Randy wurde an seine Mutter erinnert, als er die wahren Freßberge sah, die Mrs. Baxter ihnen auftischen wollte. Das konnten sie selbst mit einem Bärenhunger kaum schaffen.

„Es wird gegessen“, erwiderte sie auf eine entsprechende Beschwerde hin, „was auf den Tisch kommt. Verstanden?“

„Aber wir haben...“

„Ihr werdet vor dem Mittag bestimmt nichts mehr bekommen, wie ich euch einschätze.“

Damit hatte sie den gutgemeinten Protest erstickt.

Fast eine Stunde hielten sie sich beim Frühstück auf. Da sie aus Höflichkeit der Haushälterin gegenüber Englisch sprachen, vermieden sie es, die Ereignisse von gestern zu erwähnen. Mrs. Baxter sollte davon nichts erfahren.

Dafür redeten sie über Piraten-Pete.

„Da wollt ihr hin?“ fragte Mrs. Baxter.

„Ja!“ sagte Benny.

„Das ist doch ein Quatschkopf. Laßt euch nur von ihm rumkriegen und zu einer Fahrt auf dem Meer überreden. Mein Mann sagt immer, daß Petes Schiff nur noch deshalb besteht, weil sich selbst die Holzwürmer nicht mehr an die Planken trauen.“

„Das ist übertrieben.“

„Sei ruhig, Benny. Mein Gatte war schließlich Kapitän.“

Benny zwinkerte dem Schloß-Trio zu. „Na ja, nur erzählt er ebenfalls viele Geschichten.“

„Die aber stimmen.“

Als Benny lachte, drohte ihm Mrs. Baxter mit der leeren Pfanne. Sie wollte noch einmal Eier mit Schinken braten, traf allerdings auf einen so energischen Protest, daß sie es bleiben ließ, „Kommt mir nur nicht an, daß ihr in zwei Stunden schon wieder hungrig seid.“

„Keine Sorge, Mrs. Baxter!" Randy winkte ab. „Wir sind satt bis zum heutigen Abend."

„Benny, wann kommt dein Vater eigentlich zurück?"

Der Junge antwortete mit einem Achselzucken. „Sorry, Mrs. Baxter, das kann ich Ihnen nicht sagen. Ich weiß nur, daß er in London zu tun hat. Wenn er zurückkommt, wird er vorher anrufen."

„Dann putze ich noch das Haus."

„Das ist doch sauber!" rief Randy.

Da war er bei Mrs. Baxter aber an die falsche Adresse gekommen. „Ja, was ihr so sauber nennt. Wenn ihr genauer hinschaut, werdet ihr den Schmutz in allen Ecken finden."

Sie grinsten sich an, denn niemand glaubte der Haushälterin. Sie wollte auch nicht, daß die Freunde ihr beim Abwasch halfen. „Ihr habt Ferien, geht mal raus, die Luft ist herrlich."

„Danke, Mrs. Baxter!" rief Ela. „Sie sind wirklich die Beste von allen hier."

Sie wurde ein wenig rot, so sehr hatte sie sich über das Kompliment gefreut.

Auf Schusters Rappen brauchten die Freunde nicht zu laufen. Benny hatte dafür gesorgt, daß vier Fahrräder bereitstanden. Mrs. Baxter war mit einem Moped gekommen. Sie hatte es neben den Rädern abgestellt. Auf dem Gepäckträger leuchtete ihr Helm wie eine rote Kugel. Vom Haus zum Ort hin führte der Weg bergab, umgekehrt war er schwerer zu fahren. Die tägliche Strampelei wollte sich Mrs. Baxter nicht antun.

Sie stand in der offenen Haustür und winkte den Freunden nach, als sie hintereinander abfuhren.

Vom Haus bis zur Straße waren es nur einige Meter. „Links fahren!" rief Benny. „Immer daran denken!"

„Keine Sorge, das schaffen wir schon." Turbo zog sein Rad in eine scharfe Kurve. Er rollte dicht hinter Bennys Hinterreifen,

dann folgte Ela, Randy machte den Schluß.

Als graue, breite Schlange wand sich die Straße in gut ausgebauten Kurven durch die felsige und oft mit einem grünen Teppich aus Gras bedeckte Landschaft.

Links lag das Meer.

Die weite Fläche glänzte unter den Strahlen der Sonne. Ein Wetter wie aus dem Bilderbuch. An den Nebel von gestern dachten sie nicht mehr.

Unter ihnen lag der Ort.

Direkt an der Küste gelegen, war es ein kleines Dorf, kein Touristenrummel. Wer hier seinen Urlaub verbrachte, der gehörte zu den Insidern, den Kennern und den Einheimischen. Man fand noch Ruhe, Beschaulichkeit, konnte Angeln oder einfach nur an der Uferpromenade hocken und auf das Meer schauen.

In dem kleinen Hafen des Dorfes schaukelten zahlreiche Boote. Die Masten der Segler bewegten sich im Rhythmus der anlaufenden Wellen, die Motorboote wiegten sich auf dem Wasser, als würden sie schunkeln. Über dem Hafen kreisten Vögel in dichten Schwärmen, ihr Kreischen und Schreien begleitete die Freunde auf der Fahrt in den Ort.

Viel Betrieb herrschte nicht. Hier lief das Leben eben noch beschaulich und ohne Hektik ab. An diesem Tag strahlten die weiß angestrichenen Holzhäuser noch heller. Selbst die kurze Promenade am Ufer sah aus wie saubergefegt.

Nur wenige Fahrzeuge begegneten ihnen. Überholt wurden sie überhaupt nicht, und sie mußten oft bremsen, wenn der glatte Asphalt der Straße plötzlich in Kopfsteinpflaster überging.

Die Häuser gehörten zumeist Fischern oder Besitzern von kleinen Pensionen und Ferienhäusern. Mit ihren frisch gestrichenen Fassaden säumten sie die Uferstraße.

Darunter waren Cafés, Kneipen, kleine Restaurants,

verschiedene Läden, in denen man alles mögliche kaufen konnte, und natürlich eine Kirche. Ihr Turm überragte alle Dächer.

Blitzsauber war Rockfordon-Sea. Es störten eigentlich nur die Abgaswolken der Autos.

An einem kleinen Platz bog der noch immer vorausfahrende Benny nach links ab. Auf der Promenade, wo die alten Laubbäume mit ihrem Geäst ein regelrechtes Dach bildeten, hielt er an. In der Nähe stand eine Fish & Chips-Bude. Von dort drang der Geruch von Brat- und Grillfisch in ihre Nasen.

„Willst du was essen“? fragte Turbo mit einem Blick auf die Bude.

„Bestimmt nicht.“

„Was dann?“

Möwen segelten heran, ließen sich in ihrer Nähe nieder und pickten Krümel vom Boden auf.

„Ich wollte fragen, ob es dabei bleibt, daß wir Piraten-Pete jetzt besuchen?“

„Klar.“ Die drei nickten.

„Dann ist es gut.“

Ela wollte wissen, wo er wohnte.

„Nicht weit von hier. Der hat seinen Laden an der Geschäftsstraße, aber ziemlich am Ende.“

„Das ist gut.“

„Wieso?“

„Dann sieht uns niemand.“ Ela lächelte. „Ich denke gerade daran, was Mrs. Baxter über Piraten-Pete erzählt hat...“

„Das darfst du nicht glauben. Die erzählt viel, wenn der Tag lang ist. Und Mr. Baxter noch mehr. Er ist als Geschichtenerzähler bekannt. Seemannsgarn.“



„Dann laßt uns fahren!" schlug Randy vor. Er schwang sich wieder in den Sattel und wartete - Runden drehend -, bis auch die anderen auf ihren Drahteseln hockten.

Sie überließen Benny Morton wieder die Führung, der sich einen Spaß daraus machte, die Stämme der Laubbäume so zu umkurven wie ein Slalomfahrer die aufgestellten Stangen.

Über eine Schräge erreichten sie wieder die Uferstraße. Hier hatte jetzt der Betrieb zugenommen. Vor einigen Geschäften parkten Wagen mit Waren, die entladen wurden.

Ein wunderschöner friedlicher Morgen. Nichts erinnerte mehr an den Nebel und die Schrecken des vergangenen Tages.

In gemächlicher Fahrt radelten die Freunde die Straße hinunter. Die Reifen der Räder holperten über das Kopfsteinpflaster, das auch als Landeplatz für die ewig hungrigen Seemöwen diente, die nach allem pickten, was sie finden konnten.

Vor einem Cafe hockten Jugendliche zusammen. Aus ihren Tüten aßen sie Fish & Chips. Zwei von ihnen winkten Benny zu, als sie ihn sahen.

Piraten-Petes Haus sah aus, als stamme es aus dem Wilden Westen. Er hatte es kalkweiß gestrichen, die Rahmen der Fenster glänzten in einem satten Tannengrün. Vor dem Haus wurde das Dach der Veranda von weißen Pfosten gestützt. Zu beiden Seiten der Eingangstür hatte Pete seine Waren aufgebaut: Angeln, Schlauchboote, Paddel und Ruder.

Im Innern des Ladens sah es aus wie auf einem Trödelmarkt. Piraten-Pete bediente gerade zwei Touristen, als die Freunde sein Geschäft betraten.

Er stand hinter der Theke und legte den beiden Männern mehrere Dosen und Büchsen mit Ködern für das Hochseeangeln vor.

Petes Geschäft war von oben bis unten mit Waren

vollgestopft. Nicht nur die Regale hinter der Theke bogen sich unter der Last des Angebots, auch an den Seiten stapelten sich Kisten und Kasten, die sogar halb die Tür zu einem hinteren Raum verdeckten.

Taucherausrüstungen standen zwischen an die Wand gelehnten Harpunen. Er verkaufte auch Bojen. Was sich allerdings in den bunten Fässern befand, war nicht zu erkennen.

Im Tageslicht wirkte Petes Bart so rot wie ein loderndes Feuer. Er trug wieder seine Mütze. Was an Haut von seinem Gesicht zu sehen war, das verschwand fast unter den zahlreichen Sommersprossen, die sich als breites Muster verteilten.

Er winkte den vier Freunden zu und drehte die Kurbel einer alten Metallkasse, deren Lade klingelnd aufsprang. Die beiden Angler hatten sich für verschiedene Köderdosen entschieden, zahlten, grüßten lässig und verließen den Laden.

Pete kam hinter seiner Theke hervor. Er lachte. Um seine Augen erschienen kleine Falten. „Na ihr?“ fragte er und schlug jedem auf die Schulter. „Habt ihr alles gut überstanden?“

„Ja“, sagte Turbo, „und gut gefrühstückt.“

„Das finde ich stark.“

„Und jetzt werden wir losgehen.“

„Wohin denn?“

„Das Schiff suchen“, erwiderte Benny. „Wir wollen das Totenschiff finden.“

Aus dem Gesicht des Mannes verschwanden die Lachfalten. Plötzlich schaute er sehr ernst. „Ich will mich nicht in eure Angelegenheiten einmischen, aber ich würde davon abraten, wirklich.“

„Weshalb?“ fragte Randy.

„Es ist zu gefährlich.“

„Das ist uns zu wenig!“ sagte Ela. Ihre Freunde nickten zustimmend.

Piraten-Pete trat zurück, bis er sich gegen die Kante seiner Verkaufstheke lehnen konnte. „Ich weiß nicht, wie ich es euch begreiflich machen soll, aber dieses Schiff, dieser Geisterkahn, bedeutet eine nicht zu unterschätzende Gefahr. Es ist gefährlich, sich mit ihm zu beschäftigen, das müßt ihr mir glauben.“

„Woher wissen Sie das?“

„Junge Lady“, lachte Pete, „ich lebe hier schon lange. Genau vierunddreißig Jahre.“

„So lange gibt es schon das Schiff?“

Pete schüttelte den Kopf. „Das nicht. Es ist erst vor kurzem aufgetaucht. Und auch erst, als sich die Nachricht herumsprach, daß auf dem Meeresgrund vor der Küste ein altes Schiff liegen soll, dessen Ladung in die Millionen geht.“

„Gold?“ fragte Ela.

„Ja, altes Gold, Schmuck, Juwelen, Münzen. Jedenfalls ein Vermögen wert. Heute noch mehr als damals vor 200 Jahren.“

„Woher weißt du das?“ fragte Randy.

Piraten-Pete nahm die Mütze ab. Sein Haar war dünn, lockig, aber ebenso rot wie der Bart. „Ich weiß es eben. Jemand hat in einem Versteck eine alte Karte gefunden, ist mit seinem Fund hausieren gegangen. Da hat es sich schnell herumgesprochen.“

„Der war dumm“, meinte Turbo. „Wenn ich so etwas finde, halte ich doch meinen Mund.“

„Das sollte man. Er hat es auch nur Leuten im Vertrauen erzählt. Was dabei herausgekommen ist, habt ihr erlebt. Plötzlich erschien das Gespensterschiff.“

„Das aber nicht mit dem identisch ist, das noch auf dem Grund des Meeres vermutet wird.“

Pete nickte heftig. „Natürlich. Was einmal auf dem Grund liegt, kommt nicht so ohne weiteres wieder hoch.“

„Und das Geisterschiff?“ fragte Benny.

„Well, das ist so eine Sache, über die ich meine eigene Meinung habe.“

„Sag sie uns!“ drängte Benny.

„Nein, die behalte ich für mich!“

„Könnte es sein“, vermutete Ela Schröder, „daß dieses komische Geisterschiff den Leuten gehört, die das versunkene finden wollen. Und sie machen das ganze Theater, damit ihnen andere nicht zuvorkommen?“

Pete grinste breit. „Gut gefolgert, junge Lady.“

„Man tut, was man kann.“

„Aber du hast recht. Ich gehe davon aus, daß dem so ist. Es muß diesen Leuten gehören, die auch noch mit einem Motorboot unterwegs sind, um andere abzuschrecken.“

„Wie dich“, sagte Turbo.

„Genau.“

„Dann willst du den Schatz auch finden?“ hakte Benny nach.

Pete konnte ein breites Grinsen nicht vermeiden. „Wer möchte nicht mal reich sein?“

„Darf man den denn behalten?“ wunderte sich Ela.

„Nein, nicht alles. Einen Großteil müßte ich abgeben. Aber von dem Finderlohn könnte ich mir schon ein schönes Leben machen. Schaut euch doch um. Der Laden ist zwar voll, aber Kunden kommen kaum. Ich habe hier viel auf Lager, doch das Zeug bleibt einfach zu lange liegen. Für mich ist das totes Kapital.“

„Das kann ich verstehen“, sagte Randy. Er wanderte durch das Geschäft. „Wenn ich dich aber so höre, habe ich das Gefühl, als würdest du genau Bescheid wissen.“

„Über was?“

Neben einer Harpune drehte sich Randy um. „Du kennst bestimmt die Stelle, wo das Schiff damals gesunken ist. Stimmt

es?"

„Hm." Piraten-Pete gab keine Antwort. Er legte die Stirn in Falten, rückte seine Mütze zurecht, pffte und schaute zu Boden.

„Liegt es denn tief?" fragte Benny.

„Weiß ich nicht."

„Ich kann mir vorstellen, daß es auf einen Felsen gelaufen ist." Benny wandte sich erklärend an sein Freunde. „Die gibt es nämlich hier vor der Küste, und sie sind gefährlich. Wer die Strecke nicht kennt, ist verloren. Es sind da schon viele Schiffe gesunken. Nicht nur das, von dem wir sprechen."

„Was ist denn, Pete?" fragte Ela.

„Nun ja, ich habe mich tatsächlich damit beschäftigt und glaube auch zu wissen, wo ich es finden kann."

„Dann ist doch alles klar!"

Piraten-Pete schüttelte den Kopf. „Wie... was ist klar?"

„Daß du mit der Suche oder der Taucherei anfangen kannst. Und wir werden dir dabei helfen."

Nach Elas Worten war es still. Die drei Jungen aber nickten mit strahlenden Gesichtern.

Pete nahm die Mütze ab und schlug damit auf die Verkaufstheke. „Sagt mal, ihr habt wohl allesamt einen Riß in der Schüssel. Oder wie sehe ich das?"

„Wieso denn?"

„Frag doch nicht so dumm, Benny. Oder hast du vergessen, was euch gestern widerfahren ist. Die haben auf euch geschossen und auch auf mich."

„Das war während des Nebels." Benny ließ nicht locker. „Wenn wir bei klarem Wetter tauchen, glaube ich kaum, daß diese Typen es wagen würden. Dann kommt auch nicht das Schiff."

„Mann, ihr habt vielleicht Sorgen." Pete war ins Schwitzen

gekommen. Er rieb den Schweiß aus seinem Nacken.

„Also“, sagte Benny, „bist du nun einverstanden oder bist du es nicht. Wir wollen auch nichts von dem Schatz haben, solltest du ihn wirklich finden.“

„Das muß ich mir erst noch überlegen.“

Ela lachte auf. „Was gibt es denn da zu überlegen? Wir leihen uns ein Boot, packen Taucherausrüstungen ein...“

„Stellt euch nur nicht vor, daß Tauchen so einfach ist. Da kannst du nicht ins Wasser springen, und dann blubb, weg bist du.“

„Das weiß ich.“

„Na bitte.“

„Vielleicht wollen wir nicht tauchen“, sagte Randy.

„Was dann?“

„Wir könnten dir den Rücken freihalten, Pete.“

„Ihr wollt auf dem Boot bleiben?“

„Ja.“

Pete fing tatsächlich an zu überlegen. Er ging zur Tür. Dort hing eine kleine Wetteranlage, bestehend aus Barometer und Thermometer.

Piraten-Pete verglich die Daten, zuckte mit den Achseln und kam wieder zurück.

„Hast du dich entschieden?“ wollte Benny wissen.

„Wenn wir den Apparaturen glauben wollen, dann sieht es nicht schlecht aus.“

„Ein gutes Zeichen!“ rief Turbo.

Piraten-Pete streichelte seinen Bart. „Trotzdem will mir die Sache nicht gefallen. Es ist viel zu gefährlich.“

„Nicht am Tag!“ sagte Turbo.

Pete drehte sich. Der Reihe nach schaute er die Freunde an,

dabei verzog er sein Gesicht, als läge über der Haut eine Gummimaske. „Wäre ich euch doch nur nicht begegnet. Ihr könnt einen Menschen auch quälen..."

„Entscheide dich!" rief Benny. „Wir sind auch nicht ohne."

„Ja, ja." Pete nickte heftig. „Das habe ich schon bemerkt. Sogar an dir, Ela, ist ein Junge verlorengegangen."

„Danke."

„Gut ich mache es!" Es fiel ihm schwer, die Worte auszusprechen. Als er den Beifall seiner jungen Freunde hörte, winkte er wütend ab und sagte zu sich selbst: „Eigentlich bin ich superblöd. Aber jetzt ist mir alles egal."

Turbo rieb seine Hände. „Du weißt am besten Bescheid, Pete. Was müssen wir alles mitnehmen?"

„Also, erst mal..."

„Moment, Pete." Ela ging zur Tür. Sie hatte den Wagen als erste entdeckt. Es war ein flaschengrüner Rover Vitesse, der vor dem Laden einen Halbkreis fuhr und abgebremst wurde. Da die Sonne auf die getönte Frontscheibe fiel, konnte man nicht erkennen, wer in dem Fahrzeug hockte.

Es dauerte eine Weile, bis sich die beiden Vordertüren öffneten. Dann stiegen zwei Männer aus.

Sie trugen dünne Pullover und verwaschen aussehende, hellblaue Jeans, die ziemlich eng saßen. Die Pullover reichten bis über die Gürtel der Hosen hinweg.

Der größere der Männer behielt die Sonnenbrille auf. Sein blondes Haar wehte im Wind. Er kämmte es schräg gegen den Scheitel. Das Gesicht war sonnenbraun.

Der zweite war kleiner, mit breiten Schultern und schmalen Hüften. Der dunkle Pullover paßte sich seinem Haar an. Er hatte das Gesicht eines Geiers, mit einer Nase wie der gekrümmte Schnabel des Vogels. Sie taten völlig harmlos, als sie sich die Auslagen in den Geschäften anschauten.

Jeder im Laden jedoch spürte, daß die beiden so harmlos nicht waren.

Sie nickten sich zu und betraten wie auf Kommando das Geschäft. Der Holzboden knarrte unter ihren Schritten.

„Ich glaube, daß es Ärger gibt!“ flüsterte Pete.

Das befürchteten auch die vier Freunde...

5. Eine letzte Warnung

Schweigend warteten Piraten-Pete und die vier Freunde ab, was die Typen wollten. Sie blickten ihnen mißtrauisch entgegen. Pete mußte sich überwinden, um sie zu begrüßen. Immerhin konnte es sich auch um Kunden handeln.

Aber waren es tatsächlich Kunden?

Im Prinzip sahen sie nicht so aus. Sie wirkten eher wie zwei Männer, die gekommen waren, um den Laden auseinanderzunehmen. Davon hatte Randy oft genug in den Zeitungen gelesen, daß Mafiabosse ihre Schlägertrupps schickten, um die Wirte der Pizza-Lokale zu Abgaben in harter DM zu zwingen.

Die beiden bewegten sich lässig, man konnte es auch als selbstsicher bezeichnen. Sie wußten genau, wo es langging.

Kurz hinter der Tür trennten sie sich. Der Dunkelhaarige mit der Geiernase ging nach rechts, der Blonde mit der Sonnenbrille nach links. Er nahm sie auch im Laden nicht ab.

Piraten-Pete wollte sich von der Theke abstützen und auf die Kunden zugehen, es blieb beim Vorsatz, denn der Blonde streckte seinen Arm aus. „Bleib stehen, Pete!“

„Sie... Sie kennen mich?“

„Ich kenne alle Lebensmüden.“

Pete wußte nicht, ob er darüber lachen oder weinen sollte. Die Freunde jedenfalls reagierten überhaupt nicht. Mit starren Gesichtern schauten sie den beiden entgegen.

„Nett hast du es hier, Pete“, sagte der Blonde. Er war neben einem Ständer stehengeblieben, aus dem Angelruten hervorschauten. „Wirklich, ein schöner Laden.“ Blitzschnell trat er gegen den Metallständer. Es war eine alte Milchkanne, die durch den Tritt scheppernd zu Boden fiel. Die Angeln rutschten heraus, verbogen sich.

Benny wollte sich bücken, doch der Blonde streckte nur seinen Arm aus. „Hüte dich, Junge!“

„Aber wieso...“

„Halt dein Maul.“ Lässig schlenderte der Blonde weiter und ging hinter die Theke. Mit harten und gleichzeitig gierigen Blicken schaute er sich die Auslagen an. „Viel Ware“, sagte er, „verdammt viel Ware. Wer diesen Kram in den Regalen stehen hat, kann sich nur gratulieren. Dessen Geschäft muß doch hervorragend laufen, finde ich. Was meinst du, Scotty?“

Die Geiernase hieß also Scotty. Der stand nicht weit von Ela entfernt und hatte sie schon die ganze Zeit über aus seinen kalten Augen angestiert. Ela war eine Gänsehaut über den Körper gelaufen.

„Sicher, Clay, sicher.“

„Weißt du“, Clay stützte sich mit beiden Händen neben der Kasse ab. „Wenn ein Geschäft so gut läuft, würdest du dich dann noch auf andere Sachen einlassen?“

„Eigentlich nicht. Wie meinst du das genau?“

„Zum Beispiel mit einem Boot bei Nebel über das Meer kreuzen. Wo man doch weiß, daß so etwas sehr gefährlich sein kann. Gerade in letzter Zeit ist es passiert, daß hin und wieder ein Geisterschiff vorbeistrich.“

„Ja, du hast recht.“

„Geisterschiffe sind gefährlich, auch wenn viele Leute nicht an sie glauben wollen. Ich habe das erlebt. Ich kenne diese Schiffe.“ Er räusperte sich. „Man soll sich vor den Dämonen aus der Tiefe in acht nehmen. Wer das nicht tut, der kann sich sehr leicht eine Blase laufen oder aber abgeknipst werden.“

Piraten-Pete kochte längst vor Wut. „Ja!“ knirschte er. „Ja, auf mich wurde geschossen. Kugeln haben mein Boot zerstört. Es ist gesunken, verdammt noch mal.“

„Ach ja.“ Clay hob den rechten Arm und schob die

Sonnenbrille tiefer, so daß er über deren Rand hinweg Piraten-Pete anschauen konnte. Der Mann hatte sehr helle Augen.

„Waren Sie das?“

Clay lachte. „Scotty, hör dir diesen Knaben an. Der meint, daß wir sein Boot zerstört haben.“

„Wirklich? Das ist eine Schweinerei.“

„Finde ich auch, Scotty.“

Die beiden warfen sich die Bemerkungen zu wie Bälle. Sie wollten provozieren, legten es darauf an, daß sich Piraten-Pete zu einer Dummheit hinreißen ließ.

Und der stand unter Dampf. Sein Kopf war hochrot angelaufen, die Augen leicht aus den Höhlen gequollen. Jetzt genügte ein Funke, um die Explosion auszulösen.

Das wußten nicht nur die Ankömmlinge, auch die vier Freunde spürten die Gefahr.

Ela Schröder wollte die Lage entschärfen. „Weshalb gehen Sie nicht endlich, wenn sie doch nichts kaufen wollen?“ ging sie mit ihrer hellen Stimme dazwischen.

Ob die beiden tatsächlich überrascht waren oder nur so taten, konnte niemand genau sagen. Jedenfalls blieben sie stehen, als wären sie festgefroren.

Geiernase, der Ela am nächsten war, drehte sich langsam zu ihr um. „Was hast du gesagt, Maus?“

„Ich bin nicht Ihre Maus, klar!“

Er kam auf sie zu. Grinste dreckig. Dann streckte er den Arm aus, öffnete die Hand, die zur Krallen wurde, und wollte sie auf die Schulter des Mädchens legen.

Da kam er bei Ela genau an die Richtige. Er wußte ja nicht, daß sie Judo konnte.

Blitzschnell trat sie zu. Mit der rechten Fußspitze traf sie haargenau die Kniekehle des Dunkelhaarigen. Der knickte

zusammen und kassierte einen Ellbogenstoß, der ebenfalls nicht von schlechten Eltern war. Er wälzte sich auf dem Boden herum, sprang wie ein Ball in die Höhe. Das Gesicht wutverzerrt, wollte er sich auf Ela stürzen, die Angst vor ihrer eigenen Courage bekommen hatte. Als sie zurückzuweichen versuchte, stieß sie hart mit dem Rücken gegen ein Regal.

„Laß es sein. Stop it!“ brüllte Randy so laut dazwischen, daß alle herumfuhren.

Sie schauten ihn an. Und nicht nur ihn.

Mit einer gespannten Harpune zielte Randy dem schwarzhaarigen Kerl mitten auf die Brust...

Urpötzlich schien sich in dem Geschäft eine gläserne Wand aufgebaut zu haben.

Eine Wand aus Furcht, Schweigen und einer fast unerträglichen Spannung, unter der auch Randy Ritter litt, der sich verzweifelt fragte, ob er nicht zu weit gegangen war.

Er hatte nicht anders gekonnt. Ela war in Gefahr gewesen, und er stand in der Nähe dieser Waffen, mit denen man normalerweise unter Wasser jagte.

Randy hielt die schußbereite Harpune fest in der Hand. Er wußte nicht, ob er wirklich schießen würde, wahrscheinlich nicht, nur hoffte er, daß die beiden Verbrecher dies nicht merkten. Keiner sollte ihm seinen inneren Kampf ansehen. Es ärgerte ihn sowieso, daß er bleich geworden war und der Schweiß dick auf seiner Stirn lag.

Clay und Scotty rührten sich nicht. Sie glichen Statuen, wie sie da auf dem Fleck standen und nicht einmal die Wimpern bewegten.

„Randy...“, hauchte Ela, die sonst nicht wußte, was sie sagen wollte.

„Gut, Ela, gut. Du wirst dich jetzt in Bewegung setzen und dieses Geschäft verlassen. Klar.“

„Bitte, Ela, geh!" Randy hatte deutsch gesprochen. Er glaubte nicht, daß Clay und Scotty ihn verstanden hatten.

Das Mädchen bewegte sich vorsichtig, ohne Scotty aus den Augen zu lassen. Das tat auch Randy nicht.

„Willst du wirklich schießen, Junge?" fragte Clay, der sich wieder gefangen hatte.

„Ja, das mach ich!"

„Da bin ich mal gespannt!" Er setzte sich in Bewegung, um hinter der Verkaufstheke hervorzukommen.

Auch Scotty wollte gehen, doch da schrie ihn Randy an. „Bleib stehen, zum Teufel!" Hochrot war sein Gesicht angelaufen. Geieraase gehorchte tatsächlich.

Sein Kumpan aber ging weiter. Er hatte die Sonnenbrille abgenommen, der Blick war lauernd geworden. Beim Gehen verschob sich sein Pullover etwas. Randy konnte es nicht sehen, aber Turbo entdeckte die dunkle Pistole, die unter dem Gürtel der Hose steckte.

Die Lage spitzte sich noch mehr zu. Der Junge aus Japan überlegte fieberhaft, wie er den Kerl davon abhalten konnte, die Waffe zu ziehen. Auch Benny und Pete wollten etwas tun, nur trauten sie sich nicht. Obwohl Randy eine Waffe in der Hand hielt, kam es ihnen so vor, als würden die Verbrecher die Lage kontrollieren.

Nur Ela hatte es besser. Sie war bereits an der Tür und huschte hinaus.

Dann schaute sie nach links und rannte plötzlich weg.

Clay war am Ende der Theke stehengeblieben. „Jetzt sind nur noch Männer da!" flüsterte er. „Wie schön. Dann kann es ja zur Sache gehen. Wie heißt du eigentlich?" wandte er sich an Randy.

„Was interessiert Sie das?"

„Ich will immer den Namen der Person wissen, die ich

umlegen will."

In Randys Hals saß ein dicker Klob. Am liebsten hätte er die Beine in die Hand genommen und wäre gerannt so schnell wie möglich. Durch sein Eingreifen hatte er sich in diese Lage hineinmanövriert und mußte sie jetzt auch meistern.

Clay benahm sich verdammt sicher. Auch Scotty hatte sich wieder entspannt. Über seine dünnen Lippen huschte ein hämisches Grinsen. Es wurde noch breiter, als Clay seinen dünnen Pullover hochschob und somit seine Pistole zeigte.

„Schaut mal, was ich hier habe!“ flüsterte er. „Die Kanone ist echt, verdammt echt sogar. Was sie ausspuckt, kann nicht jeder vertragen, Freunde!“

„Bitte gehen Sie!“ sagte Pete.

„Klar. Nur lassen wir uns nicht gern von irgendwelchen Idioten bedrohen. Da sind wir eigen. Besonders dann, wenn es noch Hosenscheißer sind. Halbgare Typen.“ Er legte seine Hand auf die Waffe und drehte sich zu Randy um.

Was soll ich denn tun? Lieber Gott, was soll ich tun? In Randys Kopf wirbelten die Gedanken. Er hatte geglaubt, sich bisher unter Kontrolle zu haben, das war nicht mehr der Fall. Jeder konnte ihm ansehen, wie stark er litt.

Clay leckte seine Lippen. „Willst du die Waffe freiwillig wegstecken, oder muß ich nachhelfen?“

„Ich meine...“

Der Blonde wollte die Waffe ziehen, als vor dem Geschäft zwei Personen erschienen.

Es war Ela, und sie hatte jemand mitgebracht. Einen Mann, der eine blaue Uniform trug. Einen Polizisten!

Da die Tür offenstand, hörten sie alle Elas Stimme. „Bitte, Sir, kommen Sie. Ich will Ihnen etwas zeigen.“

„Ja, Mädchen, nicht so schnell...“

Clay ließ seine Hand sinken. Er zupfte sich den dünnen

Pullover zurecht und nickte Scotty zu.

Der Dunkelhaarige gehorchte sofort. Als wäre nichts passiert, setzte er sich in Bewegung. An der Tür trafen beide mit dem Polizisten zusammen.

„Hi“ Sie grüßten locker und freundlich, während sie dem Beamten noch ins Gesicht grinsten.



Der ließ sie passieren, obwohl Ela protestierte. Lächelnd betrat der Polizist das Geschäft und wandte sich sofort an Piraten-Pete. Randy hatte die Harpune wieder zur Seite gestellt.

„Was ist los, Pete?“ fragte er. „Da kommt mir diese junge Lady auf der Straße entgegen und zerrt mich zu deinem Laden. Ist etwas passiert?“

„Nein, kaum.“

„Sondern?“

„Wir hatten Besuch von zwei Leuten.“

„Jetzt fahren sie ab“, sagte Benny Morton und deutete durch die offenstehende Tür.

„Sollte ich sie festhalten?“

„Eigentlich ja, Sir.“

Der Polizist verstand nicht. Unter seiner Mütze leuchtete ein rosiges Gesicht. Er sah regelrecht gemütlich aus. Ein Dorfpolizist, wie er im Buche stand.

Er hob beide Hände und wandte sich an Piraten-Pete. „Kommen wir zu dir, Pete. Was haben die beiden getan?“

Piraten-Pete hatte sich rasch eine Antwort zurechtgelegt. Es hatte keinen Sinn, wenn er dem guten Mann erzählte, daß die Kerle ihn hatten einschüchtern wollen. Ihnen fehlten einfach die Beweise.

„Das beruht wohl alles auf einem Mißverständnis, Bill. Die Männer kamen in meinen Laden, schauten sich um...“ Er hob die Schulter. „Na ja, dann stießen sie gegen diese Kanne hier und warfen die Angeln zu Boden. Das ist eigentlich alles.“

„Deshalb rannte die junge Lady weg?“

„Sie hat sich wohl erschreckt. Ist doch so gewesen, Ela, nicht wahr?“

Das Mädchen wollte protestieren, dann sah sie Petes beschwörenden Blick, senkte den Kopf und nickte. „Ja, Sir, es war wirklich so ähnlich, wie Pete erklärte.“

Der Beamte lachte. „Dann ist doch alles klar.“ Er ging auf Pete zu. „Eine Frage noch. Kennst du die Männer?“

„Nein.“

„Sie waren also nicht von hier?“

„So sieht es aus.“

Der Beamte legte die Stirn in Falten. Er schaute sich dabei um und sah in die regungslosen Gesichter der Freunde. „Irgendwie werde ich bei euch das Gefühl nicht los, daß hier einiges nicht

stimmt. Los, Benny, rück mal raus mit der Sprache."

„Nein, nein, Sir, es ist alles klar, wirklich."

„Ja!" Der Beamte lachte auf, bevor er seinen rechten Zeigefinger hob. „Ein grüner Rover stand vor dem Laden. Damit sind sie auch wieder gefahren. Ich habe mir den Wagen gemerkt. Mal sehen, vielleicht laufen sie mir wieder über den Weg." Er wandte sich noch einmal an Piraten-Pete. „Da fällt mir noch etwas ein. Als ich heute meine Runde durch den Ort machte, fiel mir auf, daß ein Boot an der Mole fehlte." Er tippte Pete mit dem Finger auf die Brust. „Deines, mein Lieber. Was ist damit?"

„Ich habe es woandershin gebracht."

„Warum?"

„Es muß mal überholt werden. In der Nähe von Brighton habe ich einen Freund, der sich darauf versteht und es auch umsonst macht. Das ist eigentlich alles."

Der Polizist kniff das linke Auge zu. Mit dem rechten fing er an zu zwinkern. „Soll ich dir das glauben, Pete?"

„Ich habe nicht gelogen."

„Ja, ja, ich weiß." Er ging zur Tür und zog dabei seine Hose hoch, die über dem Bauch spannte. Am Ausgang drehte er sich noch einmal um und schaute alle an. „Macht mir nur keinen Unsinn, Freunde. Macht mir nur keinen Unsinn."

„Versprochen", sagte Benny.

Der Polizist nickte. „Übrigens, ich an eurer Stelle würde nicht nach Gespensterschiffen suchen." Er sah, wie das Schloß-Trio zusammenzuckte. „War nur ein Ratschlag. Bis später dann - vielleicht." Fröhlich pfeifend verließ er den Laden.

„Puh", sagte Ela. „Der hat es aber faustdick hinter den Ohren. Oder?"

„Das kannst du sagen", erwiderte Benny mit kratziger Stimme, bevor er kräftig hustete.

„Und was machen wir?“ fragte Randy. „Sollen wir alles sausen lassen? Unsere Pläne und so...“

Keiner wollte mit einer Antwort herausrücken. Das betretene Schweigen sagte genug.

Turbo meldete sich als erster. „Wir wollen ja tagsüber fahren. Da werden sie sich kaum trauen, uns anzugreifen. Außerdem kann uns niemand verbieten, vor der Küste umherzuschippern. Oder sehe ich das falsch?“

„Fast“, sagte Benny.

„Wieso?“

„Dieser Clay und die Geiernase sind auch tagsüber erschienen. Ich glaube nicht, daß sie noch Rücksicht nehmen. Die... die hauen doch einfach darauflos.“

„Mir ist es egal“, sagte Turbo. „Außerdem habe ich nur einen Vorschlag gemacht. Was ist mir dir, Piraten-Pete?“

„Well, das ist so eine Sache.“

„Willst du, oder willst du nicht?“ fragte Randy.

Pete zeigte seine Zähne, als er grinste. „Wenn ich es mir recht überlege, so bin ich schon scharf darauf, an den Schatz zu kommen. Ich würde ihn ja sogar abgeben...“

„Dann machen wir es. Vorausgesetzt, du kennst die Strecke oder den Kurs genau.“

„Das meine ich jedenfalls.“

„Laß uns doch abstimmen“, schlug Ela vor.

„Da wäre noch der Polizist“, sagte Benny schnell. „Ich werde den Eindruck nicht los, daß er Lunte gerochen hat.“ Er wandte sich an Pete. „Du kennst ihn länger als ich. Bill Gilmore sieht so harmlos aus, als könnte er kein Wässerchen trüben. Meiner Ansicht nach hat er es faustdick hinter den Ohren. Das ist ein ausgekochter Junge.“

„Da gebe ich dir recht.“ Piraten-Pete nickte. „Meinst du denn,

daß er Lunte gerochen hat?"

„Das nicht gerade, aber er ahnt etwas. Gilmore riecht jeden Braten auf Entfernung. Ich weiß noch, wie er im letzten Winter die Automatenknacker aus London gestellt hat. Die hatten ihn auch ausgelacht. Hinterher lachte nur noch er."

Irgendwo im Gewühl des Ladens klingelte ein Telefon. Die drei vom Schloß-Trio suchten den Apparat, aber nur Pete wußte, wo er sich befand. Er ging hinter die Theke und bückte sich zur Kasse hinunter. Mit dem Hörer in der Hand kam er wieder hoch und meldete sich. Er wollte noch etwas sagen, drehte aber dann hastig den Kopf aus der Sonne.

Trotzdem erkannten die Jugendlichen, daß Piraten-Pete blaß um die Nase geworden war.

Sie warfen sich verstohlene Blicke zu, bekamen lange Ohren, hörten jedoch nur kurze, sehr knapp gehaltene Antworten, die hin und wieder von einem Brummen unterbrochen wurden.

Schließlich legte Pete den Hörer auf. „Ratet mal, wer da angerufen hat?"

„Einer der Kerle!"

„Stimmt. Ela, stimmt."

„Und was wollte er?" fragte Randy.

„Uns eine letzte Warnung geben." Pete ließ den Apparat wieder verschwinden. „Er hat uns gesagt, daß wir uns davor hüten sollen, noch einmal in bestimmten Gewässern zu kreuzen, falls uns unser Leben lieb ist."

Turbo grinste. „Hat der Penner tatsächlich bestimmte Gebiete gesagt?"

„Ja."

„Dann nichts wie los!"

„Ha!" rief Piraten-Pete. „Ihr zusammen seid ja schlimmer als alle anderen."

„Manchmal kommt es eben knüppeldick“, sagte Randy. „Aber als Schloß-Trio haben wir schon ganz andere Sachen überstanden. Was meint ihr dazu, Ela und Turbo?“

„Einer für alle“, sagte Turbo laut.

„Und alle für einen“, fügte Ela hinzu.

Das letzte Wort hatte Piraten-Pete. „Wenn ich das so sehe, kann ja nichts schiefgehen...“

6. Eine gefährliche Suche

Das Schnarchen wies ihnen den Weg zwischen den zur Reparatur abgestellten Booten hindurch.

Piraten-Pete hatte die Freunde „eingekleidet“, das heißt, sie mit den Dingen ausgerüstet, die unbedingt nötig waren. Da gehörten Taucheranzüge ebenso dazu wie starke Taschenlampen, Proviant, eine Signalpistole und auch Harpunen.

Fehlte nur noch das Boot!

Auf dem Weg zum Verleiher hatten sie die Augen offengehalten, aber nichts Verdächtiges erkennen können. Den Besuch der beiden widerlichen Kerle spürte noch jeder von ihnen wie ein Kribbeln im Nacken- ein komisches, kaltes Gefühl, das schließlich in eine Gänsehaut überging, die trotz Sonnenschein nicht verschwinden wollte.

Der Verleiher schlief den Schlaf des Gerechten und ließ sich durch nichts in der Welt stören. Er lag rücklings neben seinem Haus auf einer weiß angestrichenen Bank, hatte den Mund offen, die Augen geschlossen und beide Hände auf seinen dicken Bauch gelegt. Pete legte seinen Zeigefinger auf die Lippen, als er neben dem Verleiher stehenblieb. Aus einer Regentonne schöpfte er eine Handvoll Wasser und schleuderte es mit Schwung auf das Gesicht des Schlafenden.

Ein Schrei, ein schriller Ruf, ein Gurgeln, dann fuhr der Dicke hoch, wobei ein kratzendes Geräusch zu hören war, als die Hosennaht diese hastige Bewegung nicht mehr verkraften konnte und riß.

„Tut mir leid“, entschuldigte sich Pete, „das wollte ich wirklich nicht.“

Der Verleiher hatte seine Hände auf das Hinterteil gepreßt. „Was wolltest du nicht, du Leuteschinder?“

„Daß deine Hose reißt."

„Aber mich wecken, wie?"

„Genau."

„Und weshalb, zum Teufel?"

„Was will man schon vor dir? Bestimmt keine Hot Dogs kaufen."

„Ach so. Ein Boot leihen!"

„Erfaßt, Schnellmerker."

Der dicke Mann musterte die bepackten Freunde. „Wollen die alle mit?"

„Ja."

„Dann muß es ein großes sein."

„Ein größeres."

„Gut, Pete. Ich ziehe mir nur eben eine frische Hose an."

„Setz mir den alten Fetzen nur nicht auf die Rechnung, Freund. Dann gibt es Ärger."

„Keine Sorge. Ich weiß ja, wie arm du bist."

„Das sag mal."

Benny hatte Bedenken. „Meinst du nicht, Pete, daß er uns verraten könnte?"

„Nein, das glaube ich nicht."

„Weshalb nicht?"

„Ich kenne ihn schon lange."

Der Verleiher kehrte wieder zurück und führte sie zu seinem kleinen Privathafen, wo Boote an einem Kai lagen, die er auch vermietete. Sie sahen schnittig aus, waren gut in Schuß und schienen auch einiges zu bringen.

Piraten-Pete, der sich auskannte, hatte sich sehr schnell entschieden. Mit dem rechten Zeigefinger deutete er auf ein flaches Boot mit weit nach vorn gestrecktem Bug.

„Das hier."

„Ausgerechnet!"

„Was heißt das?"

„Es ist mein bestes!" jammerte der Vermieter.

„Na und?"

„Aber für dich." Der Dicke verdrehte die Augen. „Wo du doch jetzt ohne Boot bist."

Pete schlug gegen seine Stirn. „Traust du mir etwa nicht?"

„Dir schon, aber..." Der dicke Vermieter schielte dabei auf Petes junge Begleiter.

„Keine Sorge, die sind okay."

„Und mich kennen Sie ja", sagte Benny. Er hatte das Gespräch zwischen den beiden mit angehört. „Es sind meine Freunde aus Germany, die ich eingeladen habe. Was sollen die von uns denken, wenn sie einen erleben wie Sie, Mr. Walcott. Sie stellen sich an..."

„Das meine ich aber auch", sagte Pete schnell.

Walcott winkte mit beiden Händen ab. „Um des lieben Friedens willen, ich werde euch das Boot leihen."

„Stark, total stark!" Benny ging zurück zu seinen Freunden, während der Verleiher Daumen und Zeigefinger gegeneinander rieb. „Was willst du denn zahlen, Pete?"

„Wie hoch ist die Gebühr?"

„Dazu kommt noch eine Kautions, das ist mein bestes Boot, Pete. Vergiß das nie."

„Ich weiß."

Die beiden fingen an zu handeln. Sie einigten sich schließlich, wobei Pete grinste und Walcott ein etwas säuerliches Gesicht zog. Er begleitete seine Kunden bis zum Boot und erklärte, daß es vollgetankt war. „Zu weit dürft ihr euch aber nicht hinauswagen, das ist nichts für eine Fahrt auf hoher See."

„Nein, nein.“

Randy und Turbo packten bereits die Sachen ein. Durch die aufgemalten Seitenstreifen wirkte das flache Boot noch schnittiger. Das konnte zu einem regelrechten Wellenhüpfer werden. Der Motor stammt von der Firma Rolls Royce, wie Walcott stolz erklärte.

Pete hatte seinen Platz hinter dem Steuer gefunden. Ein schwarzes, matt glänzendes Rad, sehr griffig und gut in der Hand liegend. Am Heck befanden sich mehrere Sitzplätze, die Reling war weiß gestrichen.

Walcott taute das Boot los, Piraten-Pete drehte den Zündschlüssel, der bereits steckte, der Motor sprang an, ein Zittern zog sich durch den schnittigen Bootskörper, dann gab Pete Gas.

Etwas zuviel, denn das Boot jagte gefährlich schnell der Ausfahrt zu.

Der dicke Walcott stand am Kai und hatte die Hände vor sein Gesicht geschlagen. Er befürchtete das Schlimmste.

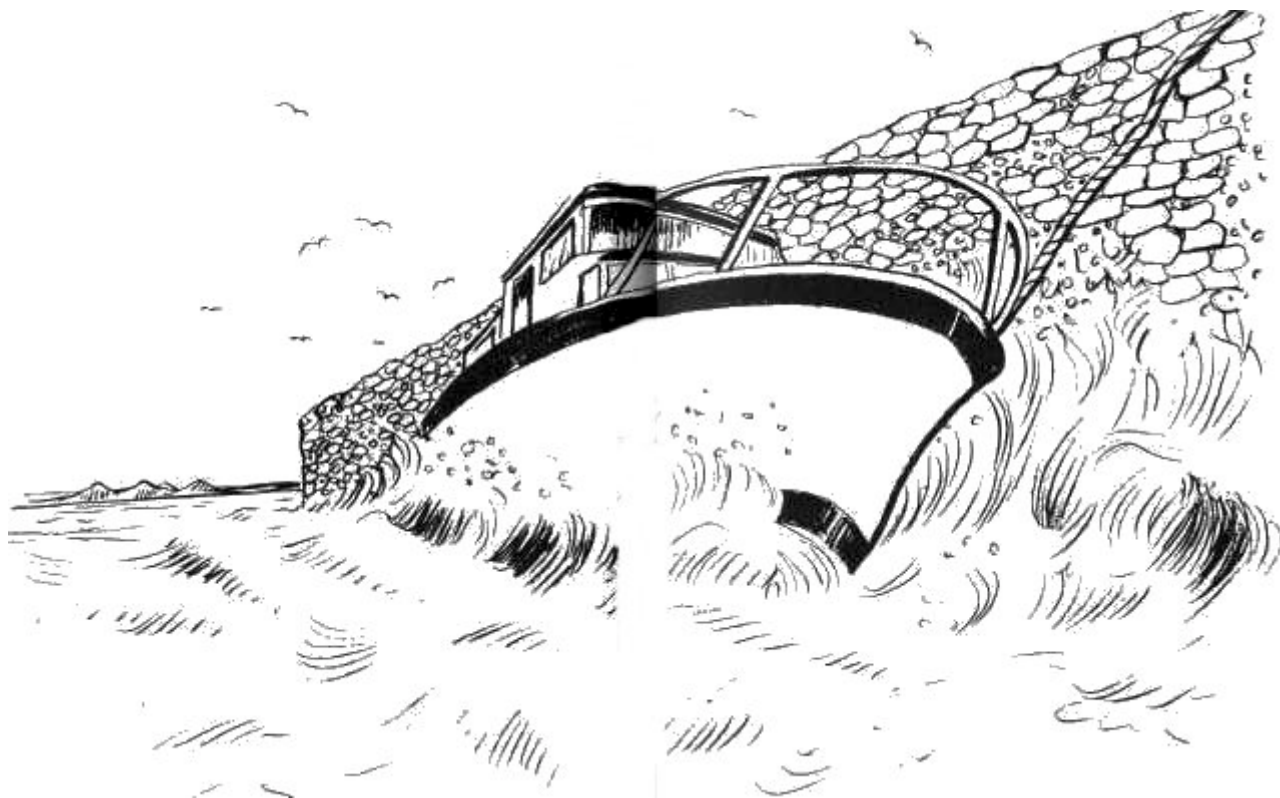
Als sie den Hafen verlassen hatten, drehte sich Pete zu den Freunden um. „Stark, wie?“

„Noch stärker!“ erwiderte Turbo. Er hieb mit der Faust durch die Luft.

„Dann wollen wir mal!“ Pete lachte und gab Stoff...

Der Fahrtwind peitschte in ihre Gesichter, ließ die Haare wie flatternde Fahnen hinter ihnen her wehen.

Die Freunde schmeckten die Luft, das Salz, das Meer, sie fühlten sich prächtig, so frei, einfach herrlich. Der schnittige Wellenflitzer glitt über die lange Dünung, flach, sehr gut auf dem Wasser liegend, ausgezeichnet im Gewicht ausbalanciert. Aus der Entfernung sah es so aus, als würde ein Pfeil über das Wasser huschen.



Manchmal gerieten sie in querlaufende Wellen. Pete konnte ihnen nicht immer ausweichen. Da begann das Boot zu hüpfen. Auch schlug das Wasser über und spritzte in ihre Gesichter. Nur nicht bei Pete. Er war durch eine breite gebogene Scheibe geschützt, die das Spritzwasser abhielt.

So schnell sie auch über die Wellen glitten, so toll das Gefühl zu Anfang auch gewesen sein mochte, den Freunden wurde es nun doch ein wenig mulmig. Zu oft hob sich der Renner, klatschte wieder zurück und schüttelte sie nicht nur kräftig durch. Auch ihre Mägen wollten da nicht mehr mitmachen.

Die ersten Anzeichen von Übelkeit stiegen bei ihnen auf. Die Gesichter verloren allmählich die gesunde Farbe.

„Der fährt zu schnell!“ Turbo würgte den Satz schon hervor.

„Dann sag doch etwas!“

„Mach du das, Ela!“

„Immer ich.“

„Der hört doch besser auf dich.“

Sie schwiegen wieder. Zuerst hatten sie die Fahrt genossen, jetzt konnten sie sich kaum mehr konzentrieren, obwohl die Sicht einfach herrlich geworden war.

Über dem Wasser war die Luft klar wie Glas. Einfach hervorragend, wunderbar weit, ohne Nebel, und über allem schwebte der unendlich erscheinende Himmel in einem blassen Blau, das von keiner Wolke unterbrochen wurde.

Ein Wahnsinnswetter, über das man sich eigentlich nur freuen konnte. Nahe der Küste waren trotzdem nicht viele Boote unterwegs. Diese Gegend hatte man gewissermaßen links liegengelassen. Sie war touristisch wenig erschlossen, außerdem wegen ihrer Steilküste zum Wasser hin oft völlig unzugänglich. Wer Urlaub machte, wollte einen langen Strand, den gab es hier nicht. Zum Glück, wie viele sagten.

Piraten-Pete hatte nach dem Auslaufen Kurs Süd genommen.

Nach einiger Zeit war er in einem weiten Bogen in Richtung Westen abgeschwenkt, so daß die Küste für die Betrachter nun rechts, an der Steuerbordseite, lag.

Randy stand plötzlich auf. Er blieb gekrümmt stehen, auch sein Gesicht sah käsig aus.

„Willst du ihm Bescheid geben?“ fragte Turbo.

„Sicher.“

Turbo schluckte, stieß auf und sagte: „Hick, meinte das Bier, da bin ich wieder.“

Es war nicht so leicht, sich auf dem schnell über die Wellen huschenden Boot aufrecht zu bewegen. Das bekam auch Randy zu spüren, der Mühe mit dem Gleichgewicht hatte.

Doch er hatte Glück. Piraten-Pete schien bemerkt zu haben, daß es seinen Begleitern nicht allzugut ging. Plötzlich drosselte er das Tempo. Ziemlich abrupt sogar. Damit brachte er Randy in Schleudern, der zuerst nach hinten, dann nach vorn kippte und sich mühsam an der Reling festhalten mußte, wo er wie ein gedrehter Hering hing.

Das Boot verlor immer mehr an Geschwindigkeit. Dann verstummte der Motor, den Pete inzwischen abgestellt hatte. Er ließ den Flitzer auf den Wellen schaukeln.

Randy rappelte sich hoch. In seinem Gesicht klebte ein schiefes Grinsen, als er zu den anderen ging und sich auf die Heckbank sinken ließ.

Piraten-Pete hatte sich umgedreht. Er grinste von Ohr zu Ohr, während er seine Passagiere anschaute. „Irgendwelche Probleme?“

„Kaum.“ Randy winkte matt ab. „Wir sind nur von den Eindrücken überwältigt.“

Lachend kam Pete zu ihnen. „Ich bin wohl etwas zu schnell gefahren, was?“

„Gefahren?“ rief Ela. „Du bist doch geflogen, Mann.“

„So schlimm war es auch nicht, ihr trockenen Landratten.“

„Wir sind naß geworden“, stelle Benny richtig. „Das Wasser spritzte über.“ Er deutete auf seine feuchte Brust.

„Das dürft ihr alles nicht so ernst nehmen, Freunde.“ Piraten-Pete rieb sich die Hände. „Schaut mal rüber zur Küste. Ich glaube, hier sind wir richtig.“

„Dann müßte unter uns der Schatz liegen.“

„Genau, Benny. Jedenfalls nehme ich das an.“

„Aber du weißt es nicht sicher?“

„Nein.“ Pete hob die Schultern.

„Hattest du nicht eine Karte?“ fragte Randy.

„Klar.“ Pete griff in seine Gesäßtasche, holte sie hervor und faltete sie auseinander. Da sie nicht sehr groß war, flatterte sie kaum im Wind.

Ela Schröder ließ ihren Blick nach Norden wandern, wo sich die Küste malerisch gegen den Himmel abhob. Aus der Ferne gesehen wirkte sie mit ihren steilen Klippen fast wie eine kaum unterbrochene, glattgeschliffene Festungsmauer, an der die Brandungswellen in langen, schaumigen Streifen in die Höhe leckten. Es war ein wildromantisches Bild, einfach schön, für Fotografen ein herrliches Motiv.

Allmählich beruhigten sich ihre Mägen. Die lange Dünung machte dem Schloß-Trio nichts aus. An dieses sanfte Schaukeln konnten sie sich besser gewöhnen als an das rasante Auf und Ab bei einer schnellen Fahrt über das Meer.

Das Wasser war sogar ziemlich klar. Ela konnte einige Fische erkennen, die mit geschmeidigen Bewegungen ihre Bahn zogen. Sie lächelte, drehte sich um und bekam mit, wie Piraten-Pete den Kopf schüttelte und dabei ein ärgerliches Gesicht zog.

„Was ist denn los?“

Randy gab die Antwort. „Pete hat sich wohl geirrt.“

„Das kannst du so nicht sagen, Junge. Wir sind nur etwas vom Kurs abgekommen, wenn ich der Karte trauen darf.“

„Und wo müssen wir hin?“ wollte Ela wissen.

Benny deutete nach Norden. „Wieder mehr der Küste zu, das glaubt Pete wenigstens.“

„Es stimmt auch.“

Sie alle schauten sich um. In ihrer unmittelbaren Nähe war das Meer wenig befahren. Es waren keine Surfer zu sehen, keine Segelboote, und auch die Motorboote flitzten hier nicht über die Wellen. Es kam ihnen vor, als wären sie mutterseelenallein auf dem Wasser.

Und das geheimnisvolle Schiff ließ sich erst recht nicht blicken. Einige Meilen entfernt und weithin glitzernd im Sonnenschein pflügte ein helles Passagierschiff durch die Wellen.

Piraten-Pete hatte das Glas vor seiner Brust hängen. Er hob es jetzt an und hielt es vor die Augen. Dabei schaute er in Richtung Küste. Einige Male nickte er, ließ das Glas sinken, verglich die Küstenformation mit der Karte und drehte sich um.

„Wir werden noch etwas fahren müssen.“

„Aber nicht zu schnell!“ rief Benny.

„Keine Sorge. So eilig haben wir es nicht mehr.“

Zwar brummte der Motor wieder mit einer beinahe verräterischen Stärke, doch Pete sorgte vor. Er hielt ihn gedrosselt, als sie auf den neuen Kurs gingen.

Diesmal glitten sie nicht wie im Flug über die Wellen hinweg. Sie bekamen dafür viel von deren Bewegung mit. Tauchte eine größere auf, spritzte wieder Gischt über Bord, Einige Tropfen streiften auch ihre Gesichter.

Die Sonne meinte es gut, deshalb trugen die Freunde auch dunkle Brillen, um sich vor ihren Strahlen zu schützen.

Allmählich konnten sie die Küste wieder besser erkennen. Die

Felswand war längst nicht so glatt, wie sie aus der Entfernung gewirkt hatte. Sie wies zahlreiche Einschnitte auf, regelrechte Kerben, die sich hie und da zu kleinen Buchten verbreiterten. Das waren durchaus ideale Verstecke.

Die Freunde erkannten jetzt auch, weshalb sich Piraten-Pete für ein flaches Boot entschieden hatte, dessen Kiel nicht allzutief im Wasser lag. Dicht unter der Oberfläche entdeckten sie hin und wieder die großen braunen Flecken.

Die Spitzen gefährlicher Felsen, die Boote mit mehr Tiefgang brutal aufrissen.

Strudel zogen helle, schaumige Kreise. Manchmal waren auch wirbelnde Trichter unter der klaren Oberfläche zu sehen.

Pete stoppte die Maschine, als er sicher war, den richtigen Platz erreicht zu haben.

Er kam zu den jungen Passagieren zurück und nickte ihnen zu. Sein Gesicht sah ernst aus.

„Ist es jetzt soweit?“ fragte Randy.

„Ich glaube ja.“

„Wie soll es weitergehen?“

Pete grinste. „Ich werde tauchen.“

Randy und die anderen schauten ihn an, als hätte er etwas Schlimmes gesagt.

„Ja, ich tauche. Oder glaubt ihr, daß ich den Neoprenanzug und die Preßluftflaschen nur zum Spaß mitgenommen habe.“

„Ich könnte mit dir kommen“, sagte Turbo.

„Das fehlte noch.“

„Für wen ist denn der zweite Anzug?“

„Ein Ersatz, mehr nicht.“ Pete schaute noch einmal auf die Karte, bevor er nickte. „Ja, Freunde, hier gehe ich nach unten.“

„Für wie lange reicht denn die Luft?“ fragte Ela.

„Ungefähr zwei Stunden. Das klappt schon. Keine Sorge,

Mädchen, ich tauche nicht zum erstenmal."

„Das glauben wir dir sogar."

„Na denn", sagte Piraten-Pete und begann damit, seine Kleider auszuziehen: das Hemd, die Schuhe, die Jeans, die hellen Socken. Schließlich stand er in der Badehose vor ihnen. Sogar auf seiner Brust wuchsen die Haare rot wie sein Bart.

Er grinste. „Na, gefalle ich euch?"

„War Tarzan dein Vater?" fragte Randy.

„Und eine Gorillafrau deine Mutter?" setzte Ela noch einen drauf.

„Piraten-Pete fletschte die Zähne. „Ihr solltet euch etwas schämen, einen alten Fahrersmann derart zu beleidigen. Schämen solltet ihr euch, wirklich schämen."

„Ja, es tut uns auch leid." Ela verdrehte die Augen, während Pete sich schon bückte.

„So, wer hilft mir denn mal in den Unterwasser-Smoking?"

Humor hatte er, das mußte man ihm lassen. Er nahm alles nicht so streng, mehr gelassen.

Preßluftflaschen und Neoprenanzug standen farblich in einem harten Kontrast. Schwarz schimmerte das Material des Anzugs. Die Flaschen dagegen waren knallgelb gestrichen.

„Wie tief ist es hier eigentlich?" erkundigte sich Turbo.

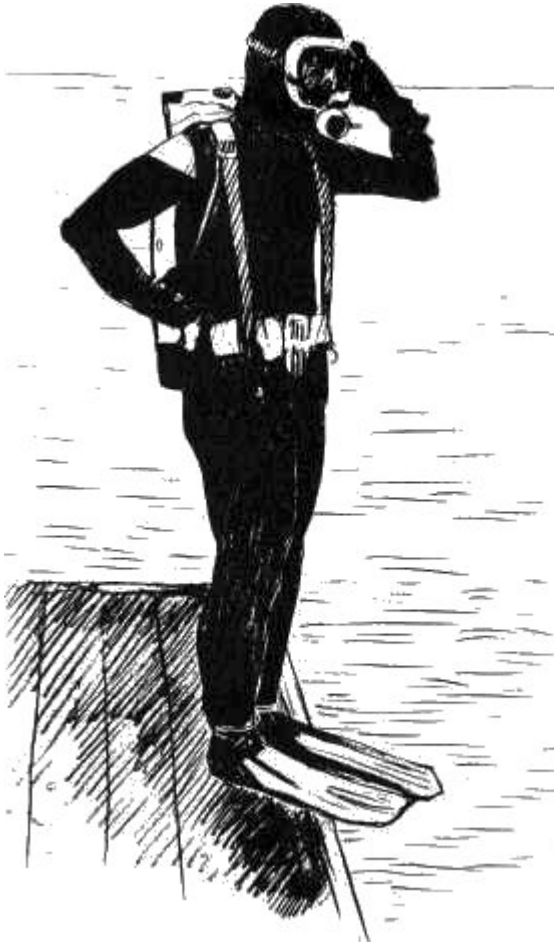
Pete zerrte den Anzug über seine Schultern. „Genau kann ich dir das auch nicht sagen, aber kaum mehr als zehn Yards. Der Grund ist ziemlich wellig. Hügel und Täler wechseln sich ab, wobei wir natürlich auch mit diesen verflixten Felsen rechnen müssen."

„Gib nur acht, daß du dich nicht verletzt", warnte Benny Morton.

Pete winkte ab. „Keine Sorge, Freunde, ich schwimme um diese Dinger einfach herum."

„Hoffentlich.“

Piraten-Pete griff zu den beiden Preßluftflaschen und schwang sie über seine Schulter. Auf dem Rücken mußten sie noch festgezurt werden, dabei halfen ihm Randy und Turbo. Pete war erst zufrieden, als nichts mehr klemmte oder drückte.



Ein Messer trug er schon im Gürtel, aber er wollte noch eine Harpune mit in die Tiefe nehmen und dazu eine sehr lichtstarke Unterwasserlampe, die er an seinen Gürtel hängte. Die

Taucherbrille hatte er auch schon aufgesetzt.

Dann steckte er das Mundstück zwischen die Lippen, atmete einige Male durch und war zufrieden.

„Alles klar, Freunde." Er ging zur Reling. Dort drehte er sich noch einmal um. „Und fährt nicht weg."

Ela legte ihm eine Hand auf die Schulter. Unter ihren Fingern spürte sie die dünne Haut des Taucheranzugs.

„Ich weiß noch nicht, wie lange ich da unten bleibe. Mit mehr als einer halben Stunde müßt ihr schon rechnen."

„Viel Glück."

„Ja, good luck!" rief auch Benny.

Piraten-Pete kletterte auf die Reling, hielt sich dort für wenige Sekunden und kippte plötzlich weg.

Mit einem lauten Klatschen landete er im Wasser. Geschmeidig wie ein Fisch tauchte er unter. Die helle Farbe der Preßluftflaschen zeigte den Freunden noch ein kurzes Stück seinen Weg in die Tiefe, dann sahen sie nur noch das grünbraune Wasser...

Ela war an der Reling stehengeblieben und konnte sich von diesem Anblick einfach nicht lösen. Sie starrte auf die Wellen, die wie glasig wirkten. Unaufhörlich schlugen sie gegen die Bootswand.

Ihr Oberkörper spiegelte sich auf der Wasserfläche wider. Das Bild bewegte sich im Rhythmus des Wassers. Wenn sie länger schaute, konnte sie leicht ins Träumen geraten.

Jemand trat neben sie. Es war Randy. Auch er legte seine Arme auf den Handlauf der Reling. Sein linker und Elas rechter Ellbogen berührten sich.

„Was denkst du?"

Ela hob die Schultern. „Keine Ahnung. Vieles und gar nichts."

„Dir ist nicht wohl, wie?“

„Genau. Ich muß immer an gestern denken und an die beiden Kerle im Geschäft. Außerdem hat Wasser keine Balken, Randy. Ich fühle mich nicht sicher.“

„Kann ich verstehen.“

„Du auch nicht?“

„So ist es.“

„Wir hätten auch an Land bleiben können. Ich frage mich, weshalb wir uns immer auf diese Abenteuer einlassen. Dabei hätten wir dem Polizisten Bescheid geben können und...“

„Nein, Ela. Wir haben keine Beweise gehabt. Außerdem solltest du dich umschauen. Es ist hier wunderbar, ein strahlender Tag. Kein Nebel, nichts. Die Gangster werden es kaum wagen, uns anzugreifen oder uns an unserem Vorhaben zu hindern.“

„Denen traue ich alles zu.“

„Das glaube ich.“

„Schau dir mal die Küste an, die ist ja gut zu erkennen. Von wegen glatt. Da gibt es wirklich viele Verstecke, Buchten, Einschnitte und was weiß ich...“

„Worauf willst du hinaus?“

„Ich dachte daran, daß man in einer der Buchten auch ein großes Segelschiff verstecken kann.“

„Da gebe ich dir recht. Man müßte noch näher heran, um es erkennen zu können.“

„Nein, nein!“ wehrte Ela ab. „Auf keinen Fall. Wir bleiben hier in der Nähe. Es reicht aus, wenn wir schon von der Strömung abgetrieben werden.“

Randy nickte. „Wenn Piraten-Pete wieder auftaucht, könnten wir ihm den Vorschlag unterbreiten.“

„Dagegen habe ich nichts.“

Nicht weit entfernt fuhr ein größeres Boot vorbei. Die Passagiere auf dem mit kleinen Wimpeln geschmückten Dach winkten den Freunden zu, die natürlich zurückgrüßten.

„Wenn die wüßten“, meinte Turbo, „daß wir hier nach einem Schatz suchen. Das wäre ein Hammer.“

„Lieber nicht!“ wehrte Benny ab. Er kramte in einem Seesack herum, wo sich der Proviant befand. „Wer von euch möchte etwas essen?“

Das Schloß-Trio wehrte geschlossen ab. Ein jeder dachte an seinen mitgenommenen Magen. Wenn sie jetzt etwas zu sich nahmen, konnte er durchaus anfangen zu rebellieren.

Randy schaute sich das Cockpit an. Sein Blick glitt über die Armaturen und auch über den Schlüssel, der steckte. Es juckte ihn in den Fingern, ihn herumzudrehen und zu starten.

„Du willst auch los, wie?“ fragte Turbo.

„Klar.“

„Sollen wir?“

„Später. Dann können wir Pete mal fragen, ob er uns fahren läßt. Der wird bestimmt nicht...“ Randy verstummte, bekam einen starren Blick und flüsterte: „Was ist das denn?“

„Was meinst du?“

„Das Schiff schaukelt so komisch.“

„Es liegt an den Wellen.“

Randy schüttelte den Kopf. „Das glaube ich nicht.“ Er drehte sich um. „Ich habe eher das Gefühl, als hätte sich jemand an unser Heck gehängt oder so ähnlich.“

„Ob Pete schon zurück ist?“

„Dann hätten Benny und Ela ihn gesehen und was gesagt.“

Die hockten auf den Planken, hielten die Gesichter in die Sonne und hatten die Beine ausgestreckt. Das Schaukeln des Bootes, das monotone Klatschen der Wellen und die grelle

Sonne hatten die beiden schläfrig gemacht.

„Träumt ihr?“ fragte Randy.

„Ja“, murmelte Ela. „Ich träume von einem Gespensterschiff.“

„Hör auf.“

Sie öffnete die Augen und stemmte sich mit beiden Ellbogen etwas hoch. „Was ist los, Randy?“

„Keine Ahnung. Das Schiff hat nur so komisch geschaukelt. Habt ihr nichts bemerkt?“

„Nein. Du, Benny?“

„Auch nicht.“ Er öffnete beim Sprechen erst gar nicht die Augen. „Wieso? War denn was?“

„Null Ahnung.“ Randy wollte sichergehen und blieb am Heck stehen, um einen Blick über die Reling zu werfen.

Er sah das Wasser, die Bootsschraube und...

„Turbo, komm mal her!“

„Und?“

Randy deutete auf die Schraube. „Hat sie immer so ausgesehen?“ fragte er.

Nach einigen Sekunden hob Turbo die Schultern. „Wenn du mich fragst, dann muß ich dir sagen, daß ich mich darum kaum gekümmert habe.“

„Ich eigentlich auch nicht. Aber ich habe das Gefühl, daß sie verbogen ist.“

Turbo bekam große Augen. „Wenn das stimmt, würde es heißen, daß jemand an der Schraube herumgefummelt hat.“

„Das denke ich auch.“

„Ich probier mal den Motor. Schau du nach, ob sich die Schraube auch dreht.“

Ela und Benny fuhren überrascht hoch, als Turbo an ihnen vorbeihetzte, im Cockpit stehenblieb und den Starterschlüssel drehte. Der Motor sprang an, er orgelte durch, aber die Schraube

bewegte sich nicht. Sie klemmte fest.

„Stell ab!“ rief Randy.

Jetzt waren auch die beiden anderen aufmerksam geworden. „Was ist denn los?“ rief Ela.

Randy erklärte es ihr.

Ela trat einen Schritt zurück und stieß gegen Benny. „O nein“, flüsterte sie.

„O doch“, sagte Randy. „Wißt ihr, was das bedeutet?“

„Ja, wir kommen hier nicht weg.“

„Wer hat das getan?“ rief Benny.

„Vielleicht die beiden Typen, die uns im Geschäft besucht haben. Sie warnten uns...“

„Dann haben Sie uns nie aus den Augen gelassen“, erklärte Turbo und spann den Faden weiter. „Das heißt, sie müssen sich auch unter Wasser befinden, oder sehe ich das falsch.“

„Nein, richtig.“

„Und was bedeutet das für Pete?“ fragte Ela.

Randy gab die Antwort. „Daß sich Piraten-Pete unter Wasser in Lebensgefahr befindet.“

7. Gefahr unter Wasser

Piraten-Pete gehörte zu den Menschen, die an der See aufgewachsen waren und es von klein auf gelernt hatten, mit dem Wasser umzugehen. Er besaß nicht nur seine Patente, um Boote steuern und fahren zu können, er gehörte auch zu denjenigen, die tauchen konnten und sogar andere darin ausbilden durften.

Und Pete kannte das küstennahe Meer mit all seinen Untiefen, Strudeln und Wirbeln sehr genau, so daß es ihm nichts ausmachte, dort zu tauchen, wo andere es bleiben lassen mußten.

Wie immer freute er sich darauf, in die herrlich stille, faszinierende Welt unter Wasser hineinzugleiten.

Es war für ihn ein Gefühl, daß er nicht beschreiben konnte. Wer ihn danach fragte, der bekam zur Antwort, daß man da unten seine Haut abstreifen und sich wie ein Fisch fühlen konnte. Ein gleicher unter gleichen, denn auch die Fische akzeptierten ihn, wenn er an ihnen vorbeiglitt und durch seine Taucherbrille sehen konnte, wie er von ihnen angeglotzt wurde.

Natürlich war es reizvoller, in subtropischen Gewässern zu tauchen. Allein schon wegen der Vielfalt unter Wasser, die sich in den kälteren Breiten in gewissen Grenzen hielt.

Pete tauchte hier trotzdem unheimlich gern. Wenn es möglich gewesen wäre, hätte er die Suche nach dem versunkenen Schiff schon viel früher angefangen, nur hatte er ziemlich spät davon erfahren. Eigentlich erst in den letzten beiden Wochen. Da hatte er sich dann intensiv um diesen Fall gekümmert.

Die Jugendlichen bereiteten ihm etwas Sorge. Sie waren alle okay, aber was er da vorhatte, konnte nicht gerade als Spaziergang bezeichnet werden. Es war sogar eine gefährliche Reise geworden.

Pete empfand die ihn umgebende Stille nicht als Belastung. Sie gefiel ihm sogar, und er freute sich jedesmal, wenn er wieder neue Fische sah. So lange sich die noch hielten, waren die Gewässer um die englische Südküste herum einigermaßen in Ordnung.

Der helle Teppich des Sonnenlichts verblaßte allmählich, je tiefer er kam. Hinter der fest sitzenden Taucherbrille hatte er die Augen weit geöffnet, schaute schräg in die Tiefe und bewegte sich - dank seiner Schwimmflossen - geschmeidig wie ein Fisch dem dunklen Schatten entgegen, als der sich der Grund des Meeres abzeichnete.

Allerdings blieb er nicht auf einer Höhe. Unter Wasser liegende Wander- und Sanddünen hatten eine kleine Hügellandschaft gebildet, aus denen die spitzen Felsen hervorschauten wie unheimliche Wächter, die alles beobachteten.

Eine grünbraune Welt umgab ihn, in der er keinen Laut hörte. Pete wußte genau, wie er atmen mußte. Anfänger hatten oft Schwierigkeiten mit der Preßluft in den Flaschen, ihm als altem Tauch-Routinier machte das nichts aus.

Die Harpune, die er sicherheitshalber bei sich trug, hing über seiner rechten Schulter. Im Gürtel steckte das Tauchermesser mit seiner breiten Klinge. Auf diese Waffe sollte kein Taucher verzichten.

Er glitt noch einige Yards tiefer und geriet in ein Zwielficht, in dem er mit bloßem Auge so gut wie nichts mehr erkennen konnte. Piraten-Pete schaltete seine Lampe ein.

Der Strahl stach breit aus seinem Gürtel hervor und fand seinen Weg schräg in die Tiefe.

Noch befand sich der Taucher zu weit vom Grund entfernt, als daß das Licht der Lampe bis dorthin gereicht hätte. Mit schnelleren Bewegungen näherte er sich einem vor ihm aufwachsenden Hügel. Es war einer dieser kantigen, mit

Treibsand bedeckten Felsen, deren Spitzen sehr hoch reichten und die Kiele der Schiffe aufschlitzten als bestünden sie aus Pappe.



Pete schwamm um den Felsen herum. Das Gestein hatte eine poröse Außenhaut, Spalten und Risse durchzogen es. Sie dienten den geschmeidigen Leibern der Fische als Verstecke.

In manchen Spalten standen die Bewohner des Meeres so unbeweglich, als würden sie von Bändern festgehalten. Aus ihren glatten, großen Augen glotzten sie den vorbeitreibenden Taucher an.

Immer tiefer sank Pete dem Meeresgrund entgegen. Der Tiefenmesser befand sich an seinem linken Handgelenk. Da konnte er ablesen, wie weit er noch runtergehen durfte.

Zuviel durfte er sich nicht zumuten, denn der Wasserdruck nahm stark zu. Auch beim Auftauchen mußte er vorsichtig sein, weil sich sonst Stickstoffbläschen im Blut bildeten, die den

Sauerstoff verdrängten und so einen Blutstau verursachen konnten, der für manchen Taucher schon tödlich geendet hatte.

Die Welt unter Wasser war dunkel geworden. Pete konnte froh sein, die Lampe bei sich zu haben.

Er ließ den Strahl über den Grund wandern und schwamm jetzt langsamer. Wenn ihn nicht alles täuschte und er die Einzelheiten auf der Karte noch gut genug behalten hatte, mußte er bald die Stelle erreicht haben, wo das alte spanische Schiff damals gesunken war. Berichten nach war es von seiner normalen Fahrtroute während eines gewaltigen Orkans abgetrieben worden.

Links von ihm sah er einen großen, breiten Schatten. Braun, grün und schwarz schimmerte er durch das gläsern wirkende Wasser. Er stand dort wie eine Wand.

Piraten-Pete wußte über dieses Unterwasser-Gebirge einigermaßen gut Bescheid. Es war auch auf den Karten verzeichnet, nur sah er es jetzt zum erstenmal, denn dies war nicht seine bevorzugte Tauchgegend.

Er näherte sich der Wand.

Dabei kam er sich unendlich klein vor. Der Vergleich zwischen der Maus und dem Elefanten fiel ihm ein. Pete war nicht so leicht ins Bockshorn zu jagen, aber dieser Unterwasserberg jagte ihm schon Furcht ein. Laut Karte ragte er hoch bis fast an die Oberfläche, war aber wesentlich breiter, als wollte er alles umschlingen.

Eine Falle für die Schiffe. Damals wie auch heute. Wenn überhaupt, dann mußte er hier die Reste des Spaniers finden.

Lange Zeit war vergangen, über zwei Jahrhunderte. Der Zahn der Zeit, das Salz des Wassers hatte das Holz faulig und brüchig werden lassen. Durch Stürme war Treibsand in Bewegung geraten und hatte sich wahrscheinlich in dicken Schichten auf dem Schiff abgelagert. Unterwasserströmungen hatten sicherlich Teile des Seglers in ganz andere Richtungen weggeschwemmt.

Es gab allerdings schweres Stückgut, daß diesen Naturkräften widerstand und an dem Ort blieb, wo es einmal versunken war. Dazu zählten die schweren, mit Gold, Geschmeide und Edelsteinen beladenen Truhen und Kisten. Genau danach wollte Pete suchen.

Noch einmal gab er sich mit seinen Beinen Schwung. Mit Hilfe der Schwimmflossen konnte er sich wunderbar abstoßen. Er kam sich vor, als würde er gegen die gewaltige Felswand getrieben wie ein Blatt im Wind. Bevor er sie berühren konnte, tauchte er an ihr hoch und ließ das Licht seiner Lampe daran emporgleiten.

Auch jetzt leuchtete der Strahl in Lücken, Spalten und Risse. Er weckte schlafende Fische, die mit blitzschnellen und wendigen Bewegungen aus ihren Verstecken hervor- und davonhuschten.

Langsam sank Piraten-Pete an der Wand nach unten. An ihrem Fuß hatte die unterirdische Strömung Sand angetrieben, der in einer gewissen Höhe festhing.

Pete schwamm darüber hinweg. Lautlos wie ein großer Fisch glitt er an der Wand entlang. Er schaute vor allem nach unten, um Hinweise auf das spanische Schiff zu finden.

Noch entdeckte er nichts. Nur Fische störte er wieder in ihrer Ruhe, bis er plötzlich zusammenzuckte. Auf dem Meeresgrund hatte er eine Mulde entdeckt, aus deren Mitte etwas hervorragte, das eigentlich nicht auf den Meeresgrund gehörte.

Es sah aus wie ein Arm und ragte schräg aus dem Boden, allerdings ohne Finger. Nur der Stumpf wies der Oberfläche entgegen.

Pete wußte es zwar nicht, doch sein sechster Sinn sagte ihm, daß er fündig geworden war.

Rasch schwamm er hin.

Was es genau war, konnte Pete nicht erkennen. Vielleicht die

Spitze eines Bugs, aber es mußte etwas geben, daß diesen Gegenstand so hielt, daß er nicht abgetrieben werden konnte.

Etwas Schweres...

Kisten oder Truhen...?

Petes Herz klopfte plötzlich schneller. Noch einmal schaute er nach oben, den perlenden Luftblasen nach, bevor er um das Teil herumschwamm und sich den Sand näher anschaute, der sich auf dem Meeresgrund wie ein Teppich ausgebreitet hatte.

Ein Teppich mit Buckeln...

Pete fing an zu graben. Mit bloßen Händen machte er sich an die Arbeit, schaufelte Sand weg, der allerdings öfter nachrutschte, doch Pete gab nicht auf.

Und er legte etwas frei!

Schwarzbraunes Holz, dazwischen mit dickem Rost bedecktes Eisen, das aussah wie ein Reifen, der Holz umklammert hielt.

Vielleicht ein Faß?

Pete wühlte weiter. Er spürte, daß er sich dicht vor dem Ziel befand. Nur nicht aufgeben, nur jetzt nicht weg und...

Ja, es war ein Faß. Und es klemmte genau zwischen zwei großen Truhen, die sich verkantet hatten, wobei deren Deckel noch geschlossen waren. Durch Zufall und Glück hatte Pete tatsächlich einen Teil des Laderaums entdeckt.

Innerlich jubelte er. Aber er vergaß auch nicht, daran zu denken, wo er sich befand und daß die Sauerstoffmenge in den Flaschen zeitliche Grenzen setzte. Allein konnte er den Schatz nicht heben, aber er wollte nachschauen, was sich in den Truhen befand.

Dafür eignete sich das Messer.

Pete zog es aus der Scheide und setzte die Klinge dort an, wo Deckel und Unterteil zusammentrafen. Er wollte das Messer als Hebel benutzen. Das mußte einfach klappen.

Pete arbeitete verbissen, denn das verflixte Ding klemmte. Der Deckel hatte sich regelrecht festgesaugt. Es bereitete ihm große Mühe, die Klinge überhaupt in den Spalt zu schieben.

Dann hatte er es geschafft.

Pete fuhr mit dem Stahl nach links und rechts, kantete die Klinge und spürte, daß sich der Deckel bewegte. Eine kleine Öffnung würde reichen. Wenn das nicht klappte, mußte er den Deckel zerfetzen.

Doch der Druck des Wassers war zu groß. Pete zog das Messer wieder heraus und drehte es, so daß die Klingenspitze auf den leicht gewölbten Deckel der Truhe wies. Ein halbes Dutzend Stöße würden bestimmt reichen. Nur sollte Piraten-Pete dazu nicht mehr kommen.

Er wußte selbst nicht, was ihn gewarnt hatte. Vielleicht der unter Wasser geschärfte Sinn für Gefahren, er zuckte plötzlich herum und dabei nach links.

Ein langer Schatten schwamm auf ihn zu.

Nein, kein Schatten, ein Mensch!

Ein Taucher, der ihn schon beobachtet haben mußte, denn er hielt die Harpune schußbereit auf Pete gerichtet...

In diesen schrecklichen Augenblicken schaute Piraten-Pete dem Tod ins Auge.

Der Tod in Form eines Harpunenpfeils.

Pete warf sich nach hinten.

Da drückte der Taucher ab.

Wer sich hinter der Brille verbarg und wessen Körper der grüne Neoprenanzug umspannte, konnte Pete nicht erkennen. Dafür sah er, wie der Harpunenpfeil an ihm vorbeihuschte und in den Deckel der Truhe hineinrammte, wo er in einem schrägen Winkel steckenblieb.

Pete schlug eine Rolle dicht über dem Grund. Kampflös würde er sich nicht ergeben.

Außerdem hielt er noch sein Messer in der Hand...

Der Fremde schwamm heran. So wie er von oben kam, wirkte er wie ein Monster.

Pete trat Wasser und erwartete den Feind mit stoßbereiter Klinge. Aber auch der hatte sein Messer gezogen und war nach dem Fehlschuß vorsichtig geworden.

Beide Taucher umkreisten sich. Jeder wartete auf einen Fehler des anderen.

Pete wurde in die Defensive gedrängt. Mit dem Rücken und den Preßluftflaschen berührte er die Felswand. Fische wischten vor seiner Taucherbrille vorbei und verschwanden mit zitternden Bewegungen ihrer Schwanzflossen.

Der andere kam.

Er jagte auf Pete zu, das Messer vorgestreckt. Pete glitt zur Seite, die Klinge fehlte, berührte die Felswand, hinterließ dort einen Streifen und rutschte ab.

Piraten-Pete zögerte kurz. Dann schlug er mit der linken Faust auf den Rücken des fremden Tauchers. Ein lächerlicher Schlag, denn das Wasser bremste die Wirkung gewaltig ab.

Der Mann drehte sich und geriet dabei in den auseinanderfasernden Lichtstrahl der Lampe.

Hinter der Maske sah Pete ein verzerrtes Gesicht. Wenn ihn nicht alles täuschte, waren das die Züge des blondhaarigen Clay, der ihn, zusammen mit Scotty, besucht hatte.

Clay war schlimmer. Er schlug ebenfalls zu.

Die Faust prallte gegen die Taucherbrille. Piraten-Pete verlor die Übersicht. Er merkte, daß er nach hinten gedriftet wurde, konnte aber nichts dagegen tun.

Der andere war zu stark - und plötzlich über ihm.

Zwei Hände legten sich um Petes Kehle. Eine dritte Hand umklammerte plötzlich sein rechtes Handgelenk und drehte es nach hinten.

Wieso hat jemand drei Hände? schoß es ihm durch den Kopf.

Drei Hände besaß Clay nicht. Dafür hatte er Verstärkung von einem zweiten Taucher bekommen, der Petes Hand so stark nach hinten drehte, daß der Schmerz durch seinen Arm zuckte und er das Tauchermesser einfach loslassen mußte.

Es fiel in den Sand und blieb dort liegen.

Gegen zwei Männer hatte Pete keine Chance. Erst recht nicht, wenn sie ein Messer einsetzten.

Sie verletzten Pete nicht, aber die Klinge kappte den Luftschlauch. Das war das Ende.

Piraten-Pete merkte nicht einmal, daß er plötzlich nach oben getragen wurde. Irgendwann verlor er das Bewußtsein, und er fiel hinein in den tiefen, schwarzen Schacht...

8. Der Schrecken der Küste

Die Freunde konnten in den folgenden Minuten nach ihrer schlimmen Entdeckung kaum sprechen. Sie standen an Deck, hingen ihren Gedanken nach oder schauten über das Wasser, als würden ihnen die ewig dünenenden Wellen eine Lösung des Problems präsentieren.

Randy war es, der dem Schweigen ein Ende setzte. „Tja, Freunde, was sollen wir tun?“

„Warten“, sagte Ela.

„Und dann?“

„Wieder warten!“

„Was ist“, sagte Turbo, „wenn Pete nicht mehr zurückkehrt?“

Mit diesem Gedanken hatte sich jeder von ihnen beschäftigt. Bisher hatte es nur keiner gewagt, ihn auszusprechen.

„Dann müßten wir die Polizei holen“, meinte Benny Morton. Sein Gesicht war hochrot geworden, der Blick hatte etwas Flackerndes bekommen.

Ela lachte ihn hart an. „Wie denn, wenn wir hier festliegen.“

„Wir haben die Signalpistole.“

Randy schnickte mit den Fingern. „Die Idee ist nicht so schlecht, finde ich.“

Auch Benny und Turbo nickten. Der junge Japaner meinte: „Sie wäre an sich in der Dunkelheit besser eingesetzt.“

„Sollen wir so lange warten?“

„Klar, Benny. Zumindest so lange, bis Piraten-Pete zurückgekehrt ist oder wir von ihm ein Lebenszeichen bekommen haben. Finde ich.“

Keiner stimmte zu: „Wie wäre es denn, wenn wir versuchten, die Schraube zu reparieren?“

„Gut!“ rief Benny. „Aber ohne Werkzeug?“

„So etwas müßte auf einem Boot vorhanden sein.“

„Ich schaue mal nach.“

Turbo ging mit Randy. Beide Jungen tauchten in das Cockpit und untersuchten es.

Die dunkle Holzverkleidung zu beiden Seiten des Steuerrads war durch drei Schranktüren unterbrochen. Eine davon ließ sich nicht öffnen, wie Randy bald feststellte. Bei der zweiten klappte es besser. Er konnte sie aufziehen.

„Das ist doch was.“ Randy streckte seinen Kopf in die Öffnung. Der Geruch von altem Öl drang ihm entgegen. Er sah Putzlumpen, Leitungen, aber auch einen dunkelblauen Kasten, der sich in zwei Hälften auseinanderziehen ließ.

„Werkzeug!“ rief er. Zusammen mit dem Kasten tauchte er wieder auf und stieß sich, weil er zu heftig reagiert hatte, noch den Hinterkopf an.

„Holz auf Holz“, kommentierte Turbo. „Es fragt sich nur, welches von beiden wertvoller ist.“

„Halte du dich da raus.“ Randy hielt den Kasten hoch, als er zu Ela und Benny zurückkehrte.

„Na, das ist doch was“, sagte das Mädchen.

Gemeinsam untersuchten sie den Werkzeugkasten. Schraubenzieher der unterschiedlichsten Größen, Zangen, zwei Hämmer, das alles bot sich ihren skeptischen Blicken.

„Ob man damit die Schraube wieder in Ordnung bringen kann?“ murmelte Benny.

„Ich sehe sie mir mal an!“ Randy stand auf. In seinen Kniegelenken knackte es.

„Dann mußt du ins Wasser!“ rief Ela.

„Na und? Erstens kann ich schwimmen, zweitens bin ich nicht wasserscheu.“

„Und drittens gibt es hier keine Haie“, fügte Turbo hinzu,

verbesserte sich aber gleich. „Höchstens zweibeinige.“

„Die auch unter Wasser sind - vielleicht.“

„Wie kommst du darauf, Benny?“

„Keine Ahnung. Ist nur ein Gefühl.“

„Dann fühl mal weiter.“

Turbo trug den Werkzeugkasten, als er mit Randy zum Heck ging. Der zog sich bis auf die Badehose aus und beugte sich über die Reling. „Am liebsten würde ich mir den zweiten Taucheranzug überstreifen und Piraten-Pete folgen.“

„Das laß mal lieber sein“, warnte Turbo. „Ich kenne dich bisher nur als Badewannen-Taucher.“



„Du kennst mich eben nicht gut genug.“ Randy strich sein Haar zurück. „Okay, ich schaue mal nach.“

Er ließ sich nicht mehr abhalten und kletterte über die Reling. Auf dem schmalen Heckvorsprung blieb er stehen und zog die Taucherbrille über. Dann machte er das rechte Bein lang und tauchte mit dem Fuß ins Wasser.

Warme Wellen umspülten ihn bis zum Knöchel. Die Sonnenstrahlen hatten das Meer gut temperiert.

Randy sank in die Wellen, wurde gepackt, abgetrieben und

schwamm gegen die Dünung an.

Vom Boot her schauten ihm die drei anderen zu. Randy winkte ihnen noch einmal und tauchte dann.

Nach ein paar kräftigen Stößen hatte er die Schraube erreicht. Er sah schon beim ersten Blick, was geschehen war.

Die einzelnen Blätter der Schraube waren derart verbogen worden, daß sie nur mehr einen Klumpen bildeten. Die würde sich nicht einmal mehr drehen können. Auch mit Werkzeug war da nichts zu machen.

Zehn Sekunden später stand Randy wieder an Deck, nahm die Brille ab und strich sich das Wasser aus dem Haar.

„Was ist?“

Er schüttelte den Kopf und griff zu einem Handtuch. „Mist, alles Mist. Der oder die haben ganze Arbeit geleistet. Ich bin zwar kein Fachmann, meine aber, daß dieser Kahn eine völlig neue Schraube braucht, um überhaupt fahrtüchtig zu sein.“

„Bullshit!“ fluchte Benny.

„Das kannst du wohl laut sagen.“ Randy zog sich wieder an. Mit einer verlegen wirkenden Geste hob er die Schultern. „Wir sitzen fest, als wären wir auf Grund gelaufen.“

„Und dabei haben wir die Kerle nicht einmal gesehen!“ flüsterte Ela. Sie schaute über das Wasser, als könnte sie dort jemand entdecken. Es war nichts zu sehen.

Turbo hob die Schultern. „Die sind uns eben über.“

„So einfach nimmst du das?“

„Was soll ich denn machen, Ela?“

„Ja, eine gute Frage. Was sollen wir überhaupt machen?“ rief sie laut. „Um Hilfe schreien?“

„Quatsch“, sagte Turbo.

„Was dann?“

„Ich habe keine Idee.“

„Bis auf die Signalpistole", meinte Benny. „Sie ist unsere einzige Chance." Er drehte sich im Kreis, schaute sich um und verzog den Mund. „Okay, es sind Schiffe unterwegs, aber nicht in dieser Gegend."

„Warum eigentlich nicht?" wollte Turbo wissen.

„Das liegt an den Untiefen, den Felsen. Die See ist an dieser Stelle verdammt gefährlich."

Das sahen sie ein.

„Also warten wir auf Pete", sagte Randy, schielte gleichzeitig auf seine Uhr und zog die Augenbrauen zusammen.

„Was hast du?" Ela kam näher.

„Er ist schon ziemlich lange da unten."

„Zu lange?"

„Nein, das glaube ich nicht. Aber er hätte, wenn etwas dagewesen wäre, uns eigentlich schon Bescheid geben müssen." Randy hob die Schultern. „Von meinen Gefühlen will ich gar nicht sprechen, komisch sind die schon. Es kann sein, daß..."

„Ja", sagte Ela hastig, „das sehe ich auch so. Wahrscheinlich haben die Typen, die unsere Schraube zerstörten, auch auf ihn gelauert. Oder wie seht ihr das?"

„Ähnlich", gaben die Jungen zu.

„Am liebsten würde ich ihm ja nachtauchen!" flüsterte Randy.

„Untersteh dich!" warnte Ela. „Dann ist es aus mit unserer Freundschaft."

„War auch nur ein Gedanke."

„Aber ein mieser."

Die Sonne hatte ihren höchsten Stand längst verlassen und war weitergewandert. Sie besaß nicht mehr die helle Farbe, im Kern zeigte sich ein rötlicher Schimmer.

„Woran denkst du?" sprach Ela Benny Morton an, als sie seinen Gesichtsausdruck sah.

„An den Nebel."

„Der kommt erst am Abend, wenn überhaupt."

„Das stimmt schon. Nur glaube ich mittlerweile daran, daß wir heute abend noch hier hängen."

„Und Pete hätte schon zurück sein müssen", sagte Turbo.

Es wurde still zwischen ihnen. Nur das Klatschen der Wellen gegen die Bordwand war zu hören. Obwohl die Sonne warm schien, hatten die Freunde eine Gänsehaut bekommen.

Ela Schröder wandte sich ab und durchwühlte eine der mitgenommenen Segeltuchtaschen.

„Was suchst du?" fragte Turbo.

„Das hier!" Sie hielt ein Fernglas in die Höhe. „Ich wußte doch, daß wir es mitgenommen haben."

„Was hast du vor?"

„Ich suche das Wasser damit ab."

„Sind die Chancen für Pete dann größer?"

„Laß sie doch", sagte Randy.

„Eben." Ela trat an die Reling. Sie schaute zum Ufer hin und bewegte den Kopf dabei zuerst nach rechts, dann wieder zurück, anschließend nach links.

„Was siehst du?"

„Noch nichts, Benny. Schmale Buchten oder Einschnitte, das ist alles. Ich hatte gedacht, Pete dort zu entdecken."

„Meinst du denn, daß er rübergeschwommen ist?"

„Möglich ist alles."

„Der würde uns nicht im Stich lassen!" widersprach Benny.

„Das habe ich auch nicht behauptet." Ela ließ sich nicht beirren, sie suchte weiter.

Schon nach kurzer Zeit hielt sie den Atem an und stellte das Glas schärfer. Ihr Blick glitt über die Wellen, verfolgte die

Bewegung der leichten Dünung. Gar nicht so weit entfernt, hatte sie etwas im Wasser schwimmend entdeckt; ein Gegenstand, der sich farblich deutlich von der Wasseroberfläche abhob.

Gelb gegen grün!

Und gelb waren die Preßluftflaschen gewesen, die sich auf Petes Rücken befunden hatten.

Jetzt schwammen sie auf der Oberfläche...

Ela wußte sofort, was das zu bedeuten hatte. Sie drehte sich hastig um, fast wäre sie in einer Wasserpfütze noch ausgerutscht.

„Was ist denn?“

Fahl und bleich war ihr Gesicht, als sie Randy anschaute. Sie konnte kaum sprechen, streifte den Lederriemen über ihren Kopf und reichte dem Jungen das Glas.

„Sieh selbst,“

„Und wohin?“

„Auf das Wasser, da... da kannst du es erkennen.“

Randy hob die Schultern, nahm Elas vorherige Position ein und suchte die Fläche ab.

Lange brauchte er nicht. Plötzlich löste sich ein leiser Schrei von seinen Lippen. Dann drehte er sich herum.

„Und?“ fragte Turbo.

„Es... es sind Petes Preßluftflaschen, die auf dem Wasser schwimmen. Noch immer strömt Luft hervor. Die... die Schläuche hängen noch dran, glaube ich.“

„Und er?“ hauchte Benny.

Randy schüttelte den Kopf. „Nichts von ihm zu sehen.“

„Dann ist er ertrunken.“

Die Freunde senkten den Kopf. In allen war der Kloß vom Magen her in die Kehle hochgestiegen. Auch die Jungen weinten. Sie konnten nicht anders. Zuviel war in den letzten

Stunden auf sie eingestürzt.

Nach einer Weile meinte Turbo mit krächzender Stimme. „Von selbst wird er die Flaschen ja nicht abgerissen haben. Ich... ich glaube, daß die Kerle, die auch bei uns..."

„Ja!" rief Randy. „Das wissen wir." Er sprang auf, lief zur Reling. Die gelben Flaschen waren jetzt mit bloßem Auge zu erkennen. Wie zum Hohn trieben sie auf das Boot zu.

„Und du hattest tauchen wollen", flüsterte Ela Schröder. „Lieber Gott, das wäre schlimm gewesen."

Randy gab keine Antwort. Er beobachtete nur die Flaschen, die sie Minuten später aus dem Wasser fischen konnten. Als sie an Deck lagen, war deutlich zu sehen, daß der Luftschlauch gekappt worden war.

„Sieht nach einem Messerschnitt aus", meinte Turbo, ganz Fachmann.

„Aber gesehen haben wir nichts", murmelte Benny.

„Wie denn, wenn sie dauernd unter Wasser sind."

Benny zog die Nase hoch. „Immer?"

Darüber dachten sie nach. „Ja", meinte Randy Ritter. „Benny hat recht. Ich glaube auch nicht, daß sie sich nur unter Wasser aufhalten. Es sei denn, sie besitzen ein U-Boot."

„Daran glaube ich nicht", erklärte Ela.

„Ich eigentlich auch nicht. Was willst du machen? Wir müssen mit allem rechnen. Wir haben auch das komische Gespensterschiff gesehen, daran hätte auch niemand geglaubt."

„Stimmt."

Benny kam wieder auf die Signalpistole zu sprechen und war dafür, sie nun einzusetzen.

Niemand hatte etwas dagegen.

„Dann hole ich sie jetzt!" Benny hielt die klobige Pistole schon in der Hand und wollte den Arm anheben, als Randy ihn

anstieß. „Moment noch, Augenblick.“

Der Blick des Jungen war auf das Ufer gerichtet. Was sie dort sahen, konnten sie kaum fassen, es ließ ihren Atem stocken.

Aus einer der Buchten quoll etwas hervor. Dicke, graue Schwaden, die wie Wolken über das Wasser seh webten. Nebel...

Wieso kam jetzt, bei Sonnenlicht, Nebel auf. Das war wider die Natur.

Der Nebel wanderte auf das offene Meer hinaus. Es schien ihnen, als würde in seinem Zentrum ein Antrieb stecken.

So ähnlich war es auch. Denn zwischen den lautlos rollenden Nebelwogen zeichneten sich schwach die Umrisse des unheimlichen Gespensterschiffs ab...

Die vier Jugendlichen standen starr wie Ölgötzen an der Steuerbordseite der Reling und starrten auf die Küste. Sie hatten mitbekommen, daß der Nebel aus einer der versteckt liegenden Buchten gedrungen war, und ahnten nun mit Schrecken, was ihnen bevorstand.

Randy spürte Elas Hand auf der seinen. Er hörte ihr Flüstern, nur für ihn verständlich. „Jetzt packen sie uns, Randy. Glaub mir, die... sie kriegen uns.“

Der Junge schwieg. Er wollte zunächst abwarten, ob das Gespensterschiff tatsächlich Kurs auf ihr Boot nahm.

„Die Bucht!“ flüsterte Benny Morton. „Ich habe es mir gedacht. Das kann nur die Bucht gewesen sein.“

„Was meinst du damit?“

„Die haben in der Bucht gelauert, Turbo.“

„Möglich.“

Der Nebel quoll weiterhin über das Wasser. Obwohl der Anblick schaurig und furchterregend war, dachte Randy noch immer darüber nach, wie es möglich war, daß bei einem solchen Wetter Nebel entstand.



Die Lösung lag auf der Hand. Randy hatte sie bald gefunden und sprach sie auch aus. „Das ist künstlicher Nebel. So etwas kann man produzieren. Das sieht man oft genug bei Hitparaden im Fernsehen, wenn irgendwelche Schlagerfuzzies auftauchen und sich von einem künstlichen Nebel umhüllen lassen.“

Turbo nickte, auch Ela stimmte zu.

„Aber was war in der Nacht?“ fragte Benny.

„Da kam eben beides zusammen. Der echte und der künstliche Nebel. Glaube ich.“

„Das kann sein.“

Die unheimliche, graue Wand bewegte sich noch immer auf ihr Boot zu. Im Vergleich zu ihr kamen sie sich winzig und verloren vor. Mittlerweile hob sich auch das Schiff immer deutlicher von den grauen Schwaden ab.

Sie stellten fest, daß es sich bei diesem Schiff um einen Zweimaster handelte. Vom Groß- und Schonersegel standen nur mehr die Masten. Was an Segeltuch noch vorhanden war, hing in Fetzen herab. Auch die Wanten, in die die Seeleute früher hineinklettern mußten, waren nur mehr Stückwerk.

Aber das Bugspriet war noch vorhanden. Wie ein langer Pfeil stach es vor, als wollte es den grauen Dunst vor sich herschieben. Am Bug hatte der Nebel auch nicht die Dichte wie mittschiffs oder am Heck. Dort quoll er in dickeren Wolken hervor.

Turbo schüttelte den Kopf. „Ihr könnt mir sagen, was ihr wollt. Das ist kein altes Schiff.“

„Wie kommst du darauf?“

„Die haben das auf alt getrimmt, Benny.“

„Meinst du?“

„Und wie.“

Das Schiff und die Nebelwand waren inzwischen so nahe herangekommen, daß die Freunde bereits den weißen Schaum

am Bug erkennen konnten. Unaufhaltsam glitt es näher.

Noch immer wies das Bugspriet in ihre Richtung, was auch Ela beunruhigte. „Die... das... das kommt mir vor, als wollte es uns rammen. Und wir können nicht weg.“

„Ich weiß nicht“, flüsterte Randy. Er nahm noch einmal das Glas hoch. Viel konnte er nicht erkennen, weil der Nebel alles zu sehr einhüllte. Er entdeckte auch keine Personen an Deck, aber er sah etwas anderes, das ihm zuvor schon aufgefallen war.

An der Steuerbordseite hingen lange Taue so weit herab, daß sie mit ihren Enden durch die Wellen glitten und das schaumige Wasser peitschten. Leider waren es nur Taue und keine Jacobsleitern, über die man bequemer an Bord klettern konnte.

„Was ist da so interessant?“ fragte Turbo.

„Die Taue.“

„Wieso?“

„Über sie kommt man auf das Schiff!“

Randy hatte zwar leise gesprochen, doch seine Worte waren trotzdem von Ela verstanden worden. Scharf atmete sie ein. „Du willst doch nicht etwa auf das Schiff?“

„Doch, das will ich.“

„Randy, wenn du das tust, spreche ich nicht mehr mit dir.“ Ela wußte nicht, was sie sonst noch sagen sollte. Sie konnte nur laut und heftig atmen.

„Himmel, stell dich nicht so an. Wir müssen herausfinden, was es damit auf sich hat.“

„Denk an Pete!“

„An den denke ich ja.“

„Außerdem mache ich mit“, meldete sich Turbo.

„Nein, Turbo, du nicht auch noch.“

„Zwei sind besser als einer.“

„Ihr seid verrückt, ihr seid verrückt!“ schrie Ela. Sie

trommelte mit beiden Fäusten auf die Reling. „Warum bin ich nur mit euch gefahren, warum nur?“

Turbo und Randy kümmerten sich nicht mehr um sie. Randy streifte den Riemen über den Kopf und legte das Glas zur Seite. Benny kam zu ihnen.

„Wollt ihr das wirklich tun?“

„Ja, verflixt. Stör uns nicht!“ erwiderte Turbo ungehalten.

„Und was ist mit uns?“

„Du hältst hier mit Ela die Stellung. Ist doch ganz einfach.“ Turbo drückte Benny zur Seite, der ihm die Sicht auf das Gespensterschiff eingeschränkt hatte.

Noch konnten sich Randy und Turbo Zeit lassen. Beide wußten natürlich, daß ihre Aktion nicht ungefährlich war. Das schwere Segelschiff würde einen gewaltigen Sog ausüben, der ihnen auch an den Seiten und nicht allein am Heck und am Bug gefährlich werden konnte. Deshalb mußte es ihnen schon beim ersten Versuch gelingen, die Taue zu packen. Zu einem zweiten würden sie kaum kommen.

Ela war noch immer dagegen. „Hört mal, wir können gemeinsam nach einer anderen Lösung suchen. Okay?“

Randy drehte sich um. „Nichts ist okay, Ela, gar nichts. Wir müssen das tun.“

„Und weshalb?“

„Weil wir endlich wissen wollen, was los ist und was es mit diesem Geisterschiff auf sich hat.“

Sie mußte lachen. „Geisterschiff ist gut. Das ist ein normales Segelschiff, bestimmt nicht alt. Wenn, dann hat man es einfach nachgebaut, verstehst du?“

„Spielt das eine Rolle? Für uns ist wichtig, daß es vorhanden ist. Und daß sich um dieses Schiff ein Geheimnis rankt, was immer es auch sein mag.“

„Ich sage ja nichts mehr.“

Randy hob die Schultern und richtete seinen Blick direkt auf die Nebelwand mit dem Segel darin.

Trotz des Sonnenscheins ging von dem Ganzen etwas Unheimliches aus. Noch immer ließ sich niemand an Deck blicken, und der Segler pflügte wie von selbst durch die Wellen, als würden ihn tatsächlich die Geister längst verstorbener Seeleute steuern.

„Bist du fertig?“ fragte Randy.

„Klar.“ Turbo nickte und schüttelte seine Beine aus. Dann bewegte er die Schulterpartien wie ein Ringer, der sich noch einmal vor dem Kampf lockern will.

„Wunderbar.“ Sie stiegen beide auf die Reling.

Ela und Benny standen schräg hinter ihnen, am Heck des dunklen flachen Flitzers.

Ein oder zwei Atemzüge lang konnten sich die Jungen noch halten.

Dann stießen sie sich ab.

Mit olympiareifen Startsprüngen tauchten Randy und Turbo in die grünlich schimmernden Wellen...

Das Wasser schlug über ihnen zusammen. Wieder einmal fiel Randy auf, wie warm die Nordsee durch das Aufheizen der Sonnenstrahlen werden konnte. Es herrschte ideales Badewetter mit wirklich angenehmen Temperaturen.

Er schloß die Augen nicht, starrte in die grüne Wand und kam kurz hinter Turbo wieder hoch.

Wie zwei hüpfende Korken, so schnellten ihre Köpfe aus dem Wasser. Turbo hatte es nicht nötig, aber Randy mußte die Haare aus der Stirn schleudern.

Sie schwammen auf der Stelle, grinsten sich an und blickten zum Boot zurück, wo Ela und Benny ihnen nachschauten. Noch einmal winkten sie den beiden zu. Dann schwammen sie dem Segler und der grauen Nebelwand entgegen, verfolgt von den

ängstlichen Blicken der zurückgebliebenen Freunde.

Das Schwimmen im Meer muß gelernt sein. Die Jungen hatten Glück, daß sie sich praktisch von der Dünung tragen lassen konnten. So kamen sie gut voran und näherten sich dem großen Segel in einem schrägen Winkel. Sie hatten sich viel vorgenommen, vielleicht zuviel. Randy, der mit Turbo auf einer Höhe kraulte, bekam eine Gänsehaut, als er den Kopf hob und nach vorn schaute.

Die Entfernung betrug noch ungefähr 200 Meter, und sie verkürzte sich mit jeder Kraulbewegung. Es dauerte nicht lange, da gerieten die Jungen bereits in die Nähe der von dem Segler ausgehenden Wellen.

Es wurde kritisch. Schaumiges Wasser wirbelte ihnen entgegen. Sie mußten ungemein achtgeben, daß sie nahe genug an die Bordwand herangezogen wurden, um die Taue nicht zu verfehlen. Wenn die Wellen sie jedoch gegen den Schiffsrumpf schmetterten, konnte es lebensgefährlich für sie werden.

Randy dachte an seine Eltern. Nur gut, daß Marion und Peter Ritter dies nicht mitbekamen. Die wären vor Sorge fast vergangen.

„Aufpassen!“ brüllte Randy, als sie sich wieder einmal auf einem Wellenberg befanden.

„Schon gesehen!“ Turbo streckte seinen Kopf vor. Zum Greifen nahe lag der Rumpf des Seglers vor ihnen. Doch das täuschte. Die Wellen rissen sie fort in ein Tal hinein, um sie an seinem Ende wieder in die Höhe zu schleudern.

In Randys Ohren dröhnte das Rauschen der an der Bordwand vorbeischäumenden Wellen. Er hielt die Augen weit offen, der Blick war auf eines der Taue gerichtet.

Auch Turbo mußte es gelingen, sofort zuzupacken. Sie sprachen nicht mehr, sie dachten nicht mehr nach, in welcher gefährlichen Lage sie sich befanden. Für sie zählten nur noch die Taue und die Welle, die sie an die Bordwand heranbringen

sollte.

Packten sie es?

Randy schrie auf, als die Welle ihn auf die Bordwand zudrückte. Wie ein gewaltiger Fels kam sie ihm vor. Er war schnell, viel zu schnell, Angst peitschte in ihm hoch, steigerte sich zur Panik, doch ein Rest von Klarheit blieb.

Das Tau! dachte Randy. Du mußt das Tau zu fassen kriegen.

Er griff zu!

Zufall, Glück, Schicksal? Jedenfalls spürte er zwischen seinen Handflächen die rauhe Hanfmasse. Eisern klammerte er sich fest, als die Welle seinen Körper gegen die Bordwand wuchtete.

Randy konnte einen Schrei nicht unterdrücken. Er hatte das Gefühl, seine Knochen einzeln zählen zu können. Seinen Kopf hatte es glücklicherweise nicht erwischt, aber das wegströmende Wasser zerrte an seinen Beinen und wollte ihn wieder zurück ins Meer reißen.

Randy hielt eisern fest. Das Tau drehte sich dabei und ihn auch mit. Mal schlug er mit dem Rücken gegen die Bordwand, mal mit der Vorderseite oder der Schulter.

Da sah er Turbo. Der Freund aus Japan hatte ebenfalls eines der Taue erwischt. Ihm ging es sogar besser als Randy, denn er war schon dabei, an der Bordwand hochzuklettern.

Wie oft hatten sich beide im Turnunterricht geärgert, wenn der Lehrer sie die Stangen oder die Seile hochgescheucht hatte. Daß sie es manchmal bis zum Umfallen geübt hatten, um Kraft zu bekommen, kam ihnen nun zugute.

Beide kletterten geschickt an der Bordwand hoch. Randy hatte seinen Körper zurückgebogen, hielt sich mit den Händen fest und stützte sich mit den Füßen ab. Das Tau bildete dabei den besten Halt. Meter für Meter näherten sie sich dem überhängenden Schanzkleid des nachgebauten alten Seglers.

Turbo schafft es als erster, das Ziel zu erreichen. Er kletterte

über das Schanzkleid, beugte sich aber noch einmal darüber, um Randy hochzuhelfen.

Keuchend blieben beide Jungen auf dem Deck des Geisterschiffs stehen. Sie mußten erst einmal zu Atem und wieder zu Kräften kommen, bevor sie sich an die Durchsuchung des Schiffes machten.

Auf dem Deck sah es wüst aus. Von den Rahen hingen nur mehr Reste der beiden Segel. Auch die Wanten schaukelten zerrissen und in langen Stücken über ihren Köpfen.

Hinzu kam der Nebel.

Geisterhaft grau wehte er über das Deck, am Heck stärker als am Bug. Und weit und breit war kein Mensch zu sehen.

„Wohin?“ fragte Turbo, der niesen mußte, und es so gut wie lautlos tat.

„Unter Deck.“

Turbo nickte. „Ja, ich bin dabei.“ Er ging einige Schritte nach vorn, blieb stehen und schüttelte den Kopf.

„Was ist?“ fragte Randy.

„Hörst du das komische Brummen nicht?“

„Nein.“

Turbo und Randy legten sich auf die Planken und preßten die Ohren gegen das Holz.

Jetzt hörten sie beide dieses singende, gleichmäßige Brummen aus dem Bauch des Seglers.

Randy nickte, als er sich erhob. „Ich glaube, wir sollten uns wirklich mal unter Deck umsehen.“

„Okay, ich bin dabei!“

Sie grinsten sich zu, wollten sich Mut machen. Das hatten sie auch nötig, denn nicht immer lief alles so glatt...

9. Eine böse Überraschung

Ela Schröder stand da mit geballten Fäusten. Sie spürte, wie ihre Fingernägel in das Fleisch der beiden Ballen stachen.

Angst hatte sie. Angst um Randy und Turbo, die in ihren Augen wahnsinnig oder lebensmüde waren.

Benny Morton sprach ebenfalls nicht. Sein Gesicht war blaß geworden, die Augen waren weit geöffnet. Er starrte den zwei Schwimmern nach und erkannte, wie schwer sie es hatten, die Bordwand des Schiffes zu erreichen. Immer wieder kämpften sie gegen die Wellen an, die mit den beiden Jungen zu spielen schienen. Ein gefährliches, ja tödliches Spiel.

Aber Turbo und Randy gaben nicht auf.

Als eine Welle die Jungen gegen die Bordwand spülte, konnte Ela nicht hinschauen. Sie drehte den Kopf zur Seite und preßte die Hand vor die Augen.

Benny ächzte, er flüsterte Worte, die er selbst nicht verstand, manchmal drang auch ein Stöhnen über seine Lippen, so sehr zitterte er mit.

Dann schrie er auf, sprang hoch, schleuderte seine Arme in die Luft und ballte die Hände zu Fäusten. „Geschafft!“ jubelte er. „Sie haben es geschafft.“

Ela wollte es kaum glauben. Nur langsam ließ sie den Arm sinken. Richtig hinschauen konnte sie nicht, denn Benny sprang auf sie zu, umarmte Ela und vollführte mit ihr zusammen einen wilden Tanz auf dem Deck des flachen Flitzers.

Ela mußte Benny schon gewaltsam von sich drängen, damit er sie losließ. Endlich konnte sie sich auf das Gespensterschiff konzentrieren. Noch immer wurde es von der Nebelwand umhüllt. Es war ziemlich nahe an das Boot herangekommen, Elas Blicke flogen über das andere Deck, wo Randy und Turbo gleich ankommen mußten.

Noch hingen sie in den Tauen und stemmten sich mit den Füßen an der Bordwand ab. Turbo schaffte es als erster, Randy kletterte Sekunden später an Deck, auf das ihn Turbo geholfen hatte.



Ela winkte ihnen zu. Eine Geste, die von den Jungen nicht gesehen wurde.

Das Mädchen hob die Schultern. „Sie haben es tatsächlich geschafft. Sie haben es geschafft.“

„Wonderful!“ Benny Morton strahlte, als hätte er das Deck ebenfalls erreicht.

Elas Gesicht nahm bald wieder einen ernsten Ausdruck an. „Ja, geschafft haben sie es wohl. Nur frage ich mich, wie es jetzt wohl weitergeht.“

„Das müssen wir abwarten."

„Und wie lange wird das dauern?"

„Keine Ahnung."

„Wo fahren sie hin? Wo fährt das Schiff hin?" Ela hob leicht die Arme. Sie machte in diesen Augenblicken einen hilf- und ratlosen Eindruck.

„Vielleicht fahren sie gar nicht mehr."

„Was sagst du da?" Ela schaute Benny fragend an.

„Schau doch mal zu dem Schiff hinüber."

„Das tue ich die ganze Zeit."

„Es ist nicht mehr so schnell, verstehst du?"

Ela fuhr mit beiden Händen durch ihr Haar. „Könnte es sein, daß es stoppt?"

„Langsamer, Ela. Es fährt nicht mehr mit ganzer Kraft. Es wird bestimmt stoppen."

„Klar", flüsterte das Mädchen. „Und weiter?"

„Nichts, glaube ich."

„Dann werden sie uns holen!" Ela fuhr zu Benny herum. „Ja, glaub mir. Das machen die nur, um uns holen zu können." Ihre Stimme überschlug sich, und fast hätte sie sich noch verschluckt.

„Kann sein, Ela."

„Und wir sitzen hier fest!" Das Mädchen lachte scharf auf. „Mann, wenn mir das gestern jemand gesagt hätte, den hätte ich nur auslachen können." Sie schaute wieder auf das Gespensterschiff im Nebel.

Es hatte tatsächlich an Fahrt verloren, was auch daran zu erkennen war, daß der Wellenbart am Bug nicht mehr so hochschäumte und nur noch einen zitternden Streifen hinterließ.

„Ich werde nicht an Bord gehen", sagte Ela. „Wenigstens nicht freiwillig."

„Richtig.“

„Sollen wir nicht trotzdem mit der Signalpistole Hilfe herbeiholen?“ schlug Ela vor. „Wir wissen ja nicht, was die noch vorhaben, wenn sie schon stoppen.“

Benny hatte Bedenken. „Das war aber mit Randy und Turbo nicht abgesprochen.“

Ela hob beide Arme. „Großer Lord, das brauchen wir auch nicht. Wir sind für uns selbst verantwortlich. Wenn wir meinen, daß es gut ist, dann ist es gut.“

„Yes. Do it!“

„Mach ich auch!“ erwiderte Ela patzig. Sie ging zu dem Platz, wo der Seesack lag und sich auch die Signalpistole befand. Elas Hände zitterten, als sie die klobige Waffe anfaßte.

Noch nie zuvor hatte sie sich mit einer solchen Pistole näher beschäftigt. Allein die Form und auch die Größe jagten ihr etwas Furcht ein. Geladen war die Waffe schon. Piraten-Pete hatte die Patrone sicherheitshalber eingeschoben.

Mit beiden Händen die Pistole haltend, drehte sich das Mädchen um. „Oder willst du schießen?“

„Nein, nein, Ela. Du bist schon gut.“

„Das sagst du!“ Bevor sie abdrückte, warf sie noch einen Blick auf das Gespensterschiff.

Wie ein gewaltiger, von Nebelschwaden umhüllter Klotz lag es von ihnen aus gesehen an der linken, der Backbordseite. Er glitt auch nicht mehr weiter. Eingepackt in die graue Watte schwamm es auf der langen Dünung und wiegte sich auf und nieder.

Auf das Heck ihres Schiffes achtete niemand. Benny und Ela blickten zum Segler hinüber. Ela hob ihre Arme, so daß sich die Hände mit der Waffe über dem Kopf befanden.

„Jetzt schieß!“ forderte Benny sie auf.

„Das würde ich an deiner Stelle nicht tun!“ vernahmen sie

eine leise, dennoch klare Stimme vom Heck ihres Schiffes her, das sich gleichzeitig bewegte, weil jemand an Bord kletterte.

Ela und Benny wirbelten herum.

Beide starrten auf einen Mann, der einen grünen Taucheranzug trug und mit einer Harpune auf sie zielte...

Als wäre die Signalpistole glühend heiß geworden, so hastig ließ Ela sie fallen. Sie polterte auf das Deck, doch ein Schuß löste sich nicht. Ela stand da wie festgeleimt und starrte den Mann an, der mit einer lässigen Bewegung seiner linken Hand die Taucherbrille vom Gesicht zog und sie kalt angrinste.

Beide kannten den Kerl.

Sie hatten ihn in Piraten-Petes Laden gesehen. Es war der Kleine mit den dunklen Haaren und der Geiernase, der sich Scotty nannte. Er behielt sein Grinsen bei, als er einen Schritt näherkam. Da er Schwimmflossen trug, konnte er nur watscheln. Weder Ela noch Benny konnten jetzt darüber lachen.

„Nun habe ich die Harpune und nicht ihr!“ sagte er. Wasser rann von der Kopfhaube her über sein Gesicht und hinterließ dort dünne Bahnen. Auch auf dem Neoprenanzug perlten die Tropfen. Die Schwimmflossen hatten nasse Abdrücke auf Deck hinterlassen.

Ela, die mit ihrem Mund immer voran war und auch ständig das letzte Wort haben mußte, fragte laut: „Was wollen Sie denn hier?“ Sie sprach bewußt nicht leise, damit wollte sie auch ihre eigene Angst unterdrücken.

„Kannst du dir das nicht denken, du vorlaute Göre? Ich werde aufpassen, daß ihr keinen Unsinn macht. Signalpistolen abschießen. Ts... ts... ts...“ Er schüttelte den Kopf. „Wo gibt es denn so etwas. Nicht bei mir, nicht bei uns.“

„Klar, das sehe ich alles ein. Aber auch wir werden uns wehren müssen. Es geht um viel.“

„Um den Schatz, wie?“



„Wir mußten uns wehren!"

„Richtig!" Mit der freien Hand deutete Scotty auf die Planken. „Ich würde euch raten, ruhig zu sein und euch zu setzen. Da könnt ihr alles besser beobachten."

„Was denn?" fragte Benny.

„Setz dich, verdammt!"

Ela und Benny gingen erst in die Hocke, dann saßen sie und rutschten zurück, bis die Reling sie stützte. Scotty hatte auf der schmalen Bank am Heck seinen Platz gefunden und konnte sie so unter Kontrolle halten, während er gleichzeitig den Segler beobachtete. Seine Position war äußerst günstig.

„Euch halte ich in Schach. Und eure beiden Freunde werden

sich wundern."

„Was ist mit Pete?" rief Ela.

Scotty lachte kichernd und kratzig zugleich. „Ein Idiot ist das. Aber ein nützlicher. Er wußte, wo der Schatz liegt. Er hat ihn sogar gefunden, er hat uns hingeführt. Wir brauchten nur zu warten und zuzuschlagen."

„Was haben Sie mit ihm gemacht?"

Scotty hob die Schultern.

„Ist... ist er...?" flüsterte Ela.

„Nein, noch nicht. Was nicht ist, kann noch werden. Wir jedenfalls haben gewonnen. Schade für euch. Ihr hättet eure Nasen nicht in Dinge hineinstecken sollen, die euch nichts angehen. So aber sind wir an den Schatz gekommen."

„Und wozu brauchten Sie dieses komische Schiff?" wollte Ela wissen.

„Zur Abschreckung!"

„Wie?" rief Benny.

Scotty setzte sich bequemer hin und streckte seine Beine aus. Die Harpune hielt er jetzt lässiger, aber noch immer so, daß sie auf die Freunde wies. „Ja, wir wollten bei unserer Suche nicht gestört werden. Da haben wir uns dieses Schiff gebaut. War gar nicht einfach, hat aber Spaß gemacht. Und die Mühe hat sich gelohnt, wir wissen, wo sich der Schatz befindet. In der Nacht und bei Nebel, wenn wir segelten, brauchten wir den künstlichen Dunst nicht, der aus dicken Rohren auf das Deck geblasen wird. Da reichte uns der echte aus. Wir haben es tatsächlich geschafft, einige Typen zu vertreiben. Die Leute hier sind noch abergläubisch. Bis auf Piraten-Pete. Doch ihm sind wir dankbar. Er hat uns zu dem Schatz geführt."

Benny und Ela schauten sich an. Jetzt wußten sie fast alles. Benny wollte wissen, wie das Boot angetrieben wurde.

„Durch einen Motor."

„Aber man hört kein Geräusch!"

Scotty lachte im sicheren Gefühl des Siegers. „Klar, wir sind auch umweltfreundlich. Es gibt große Elektromotoren. Die haben wir einbauen lassen."

„Ach so."

„Wer hat das getan?" fragte Ela.

„Bekannte aus London. Man muß nur die richtigen Verbindungen haben im Leben."

„Und wer sind Sie?"

„Eine nette, kleine Gruppe."

„Verbrecher!" rief Ela.

Scotty verzog den Mund und schob die Oberlippe derart weit vor, daß sie beinahe die Nasenspitze berührte. „Das würde ich nicht sagen. Wir haben bereits viele Schätze gehoben. Unser Chef besitzt eine Bergungsfirma. Alle Voraussetzungen sind da."

„Wo haben Sie die Schätze gefunden?"

„Überall, auf allen Meeren. Vor allen Dingen in der Karibik und auch im Mittelmeer. Gold, Antiquitäten, ihr glaubt gar nicht, was das Wasser noch verborgen hält."

„Davon habe ich gehört."

„Seht ihr, Freunde, und nun haben wir uns die Küsten vor England ausgesucht. Der Schatz dort unten gehört übrigens zu denen, die am meisten wert sind. Niemand wird uns stören. Nächste Nacht werden wir ihn bergen."

„Was geschieht mit uns?" Ela hatte sich auf die Frage vorbereiten müssen und Furcht davor gehabt. Auch Benny spannte sich nach ihren Worten.

Scotty ließ sich mit seiner Antwort Zeit. Er bewegte wieder seinen Mund, als wären die Lippen aus Gummi. „Ja", wiederholte er, „was geschieht mit euch?" Er blickte sie scharf

an. „Ihr seid Zeugen. Du, du und die beiden anderen."

„Na und?"

„Ihr werdet uns nicht stören. Wir müssen euch außer Gefecht setzen."

Ela erbleichte. Gleichzeitig schienen kleine Hagelkörner über ihren Rücken zu laufen. Benny erging es nicht anders. Nur hatte er den Kopf gesenkt.

„Soll ich noch mehr sagen?" höhnte Scotty.

„Nein!" flüsterte das Mädchen. „Ich glaube, wir haben verstanden..."

10. Auf dem Gespensterschiff

Wasser, nur Wasser, keine Luft, das Würgen im Hals, den Druck hinter den Augen, die furchtbare Angst, ersticken und ertrinken zu müssen... all das kam Pete so lebhaft in Erinnerung, daß er aufschrie, als er aus seinem dumpfen Zustand erwachte, spürte, daß ihm übel wurde und er sich übergeben mußte.

Piraten-Pete brach das Wasser aus, das sich vor ihm zu einer Pfütze ergoß. Er spürte in seinem Kopf einen dumpfen Druck, hinzu kam das Stechen in den Lungen, ferner die Dunkelheit, die ihn umgab. Er wußte nicht, wo er sich befand.

Langsam ging es ihm besser. Irgendwann - Pete wußte nicht, wieviel Zeit verstrichen war - schaffte er es sogar, klar und logisch zu denken. Noch einmal lief das gesamte Geschehen vor seinem geistigen Auge ab. Er kam zu dem Entschluß, daß er sich weder im Himmel noch in der Hölle befand, sondern, wenigstens dem typischen Geruch und der wiegenden Bewegung nach zu urteilen, auf einem Schiff. Oder im Bauch eines Schiffes.

Er wußte nicht, wer ihn an Bord geschafft hatte, Pete war eigentlich froh, daß er noch lebte. Jetzt aber wollte er raus.

Man hatte ihn wie einen Sack Kartoffeln in die Ecke geworfen. Dort hockte er, spürte im Rücken den Widerstand einer harten Wand und ärgerte sich maßlos darüber, daß ihm noch immer übel war. So schnell würde dieses Gefühl auch nicht weichen, denn in gewissen Abständen fing sein Magen an, in Richtung Kehle zu wandern.

Seine Augen hatten sich allmählich an die Lichtverhältnisse gewöhnt. Völlig dunkel war es nicht. Wenn er den Kopf nach rechts drehte, konnte er über sich ein viereckiges Auge erkennen, durch das graues Licht sickerte.

Pete stand auf, aber seine Knie waren noch so weich, und

seine Beine zitterten, daß er sich an der Innenwand abstützen mußte.

„Mann, o Mann!“ keuchte er. „Dich haben die Hundesöhne aber erwischt.“ In seinem Kopf befand sich ein gewaltiger Kreisel, der einfach nicht aufhören wollte zu rotieren.

Ruhe brauchte er, nur Ruhe...

Nach einigen Minuten hatte er sich an die neue Lage gewöhnt. Pete dachte daran, daß er auf alles eingehen würde, nur im Bauch des Schiffes wollte er nicht bleiben. Eine Gefangenschaft schmeckte ihm überhaupt nicht.

Er schaute sich um. Der Raum war so gut wie leer.



In Schrittweite entfernt lag eine zusammengerollte Taurolle, mehr entdeckte er nicht.

Doch - die Tür!

Sie mußte vor kurzem frisch gestrichen worden sein, denn sie roch noch nach Farbe.

In Piraten-Petes Augen trat so etwas wie ein heller Glanz, als

er sich auf die Tür zubewegte. Er konnte nur hoffen, daß sie nicht verschlossen war.

Sie war es.

Er fiel förmlich auf die Klinke, zerrte daran. Daraufhin bewegte sich die Tür zwar etwas, aber es war nicht mehr als ein Zittern. Pete stieß einige Flüche aus, wie sie nur Seeleute kennen.

Da saß er ganz tief in der Patsche. Er hatte sich überrumpeln lassen wie ein Anfänger. Dann dachte er an die vier Jugendlichen, die er auf dem Boot zurückgelassen hatte.

Wie mochte es ihnen ergangen sein?

Pete bekam starke Gewissensbisse. Er hätte sie erstens nicht mitnehmen und zweitens nicht allein lassen sollen. Jetzt war leider nichts mehr zu machen.

Mit beiden Händen strich er über die Innenseite der Tür. Er wollte herausfinden, wie dick das Holz war und ob er es schaffte, sie gewaltsam zu öffnen.

Wahrscheinlich nicht. Der Schreiner, der diese Tür gebaut hatte, hatte sein Bestes getan.

Ziemlich deprimiert trat Piraten-Pete wieder zurück. Er wandte sich dem viereckigen Fenster zu.

Ein Fünfjähriger hätte es vielleicht durchklettern können, aber nicht er.

„Mitgefangen, mitgehangen!“ murmelte er und lehnte sich an die Wand, weil ihm wieder übel wurde. Schweiß bedeckte seine Stirn wie eine kalte Schicht. Er schluckte, holte durch die Nase Luft und sorgte dafür, daß er die Übelkeit unter Kontrolle bekam.

Plötzlich hörte er Schritte.

Wie weggeblasen war seine Übelkeit, denn die dumpf klingenden Tritte näherten sich seiner Tür.

Kam jemand, um ihn zu holen?

Pete fieberte dem Augenblick entgegen, wo die Tür aufgeschlossen wurde.

Sein Blick fiel auf die Taurolle. Konnte man sie vielleicht als Waffe benutzen?

Das eine Ende der Rolle lag obenauf und war dabei etwas nach links gerutscht. Pete überlegte nicht mehr lange, nahm das rauhe Tau in die Hand und zog die Rolle auseinander. Das Tau war ziemlich schwer und mit ihm als Schlagwaffe baute sich Pete im toten Winkel neben der Tür auf.

Er ließ das Ende noch etwas weiter durch die Finger rutschen, so daß er es wie eine Peitsche in der Hand hielt. Zudem rechnete er damit, daß der Ankömmling wegen der miesen Lichtverhältnisse nicht so schnell erkennen konnte, daß die Rolle nicht mehr so lag wie sonst.

Ein Schlüssel drehte sich außen im Schloß. Das kratzende Geräusch erzeugte auch bei Pete eine Gänsehaut. Er betete, daß ihm nicht gerade jetzt übel werden würde.

Es klappte, er fühlte sich relativ gut. Die Tür schwang nach innen auf, aber zur anderen Seite, weg von Pete.

Eine Gestalt erschien. Groß, hochgewachsen. Sie ging vor, betrat den Raum, wollte etwas sagen, doch das Wort blieb dem Mann im Hals stecken.

Pete hatte genau aufgepaßt.

Obwohl der Mann eine Waffe in der rechten Hand hielt, griff Piraten-Pete an.

Er hämmerte das harte Tauende auf die Hand mit der Waffe, hörte einen überraschten Schrei, sah die Pistole zu Boden fallen, dann war seine große Stunde gekommen...

In Deckung der alten Masten und der herabhängenden zerfetzten Segeltuchstücke und der Takelage hatten sich die beiden Freunde über das Deck geschlichen.

Mittschiffs blieben sie mit angehaltenem Atem stehen, direkt vor einem offenen Niedergang, der in den Bauch des Schiffes führte. Sie wunderten sich darüber, daß man sie noch nicht entdeckt oder angesprochen hatte. Sicherlich standen sie unter Beobachtung, aber die anderen ließen sie noch in Ruhe.

Das Summen des Motors oder der Maschine im Bauch des Schiffes war verstummt. Sie machten auch keine Fahrt mehr, sondern trieben auf den Wellen dahin.

Turbos Blick schweifte hinüber zu der höher gebauten Heckgalerie. Er glaubte, dort einen Lichtschein gesehen zu haben, der wegen der Nebelschwaden mehr wie ein verblaßter Fleck wirkte oder wie ein kleiner Mond, der an seinen Rändern zerfasert war.

Auch Randy hatte das Licht entdeckt. „Sollen wir dorthin gehen?“ flüsterte er.

„Ich wäre dafür.“

„Und der Bauch?“ Randy wies auf den Niedergang.

„Na ja, wenn wir einmal da unten stecken, kommen wir so leicht nicht wieder hoch.“

Der Meinung war Randy auch.

Sie schlichen weiter. Obwohl sie sich bemühten, so leise wie möglich zu gehen, knarrten hin und wieder die Planken unter ihrem Gewicht. Nebelschwaden rollten ihnen entgegen. Sie fühlten sich wie angewärmte Fahnen an, wenn sie über die Haut strichen.

„Der Nebel ist künstlich!“ wisperte Randy. „Normaler Dunst ist viel kühler.“

Turbo nickte nur. Er und Randy hatten ihre Augen überall. Sollte es hart auf hart kommen, waren sie bereit, wieder über Bord zu springen. Das hatten sie sich vorgenommen.

Allmählich konnten sie auch die Heckgalerie deutlicher erkennen. Da sie höher gebaut war, wirkte sie wie ein Klotz.

Und sie sahen auch, daß nicht nur hinter einem Fenster Licht schimmerte, sondern hinter mehreren. Die schwach erhellten Scheiben wirkten wie die Glieder einer kurzen, dicken Kette.

Auf dem Deck war es nie ruhig. Obwohl der Segler keine Fahrt machte, bewegte sich immer etwas. Ob es nun die knarrenden Planken waren oder die leicht im Wind flatternden Fetzen der Takelage und Segel über ihren Köpfen, Geräusche jedenfalls gab es genug.

Nur keine Menschen...

So verlassen konnte nur ein Geisterschiff sein. Aber es lag gleichzeitig eine seltsame Spannung in der Luft. Die Jungen spürten, daß sie dicht vor der Entscheidung standen.

Zunächst einmal entdeckten sie einen Aufgang ohne Geländer, der nach oben zur Heckgalerie führte. Einen zweiten gab es nicht. Wollten sie dort herauf, mußten sie diesen Weg nehmen.

Randy ging vor. Er duckte sich dabei, so konnte er, wenn jemand durch eines der Fenster schaute, nicht sofort gesehen werden. Sogar mit den Händen stützte er sich ab.

Jetzt, wo sie sich oberhalb des Decks befanden, sahen sie auch die große Luke, aus der die Nebelschwaden hervorkrochen, die im Bauch des Seglers produziert wurden. Als dicke, weiße Wolken quollen sie aus der Öffnung und verteilten sich dann über das ganze Schiff.

Randy hatte die Heckgalerie erreicht, ohne gesehen worden zu sein. Und auch Turbo schob sich neben den Freund, er nahm die gleiche Haltung ein.

„Hast du schon was gesehen?“

„Noch nicht.“

Randy sah Turbos Gesicht und die groß gewordenen, dunklen Augen dicht vor sich. „Sollen wir?“

„Okay.“

Turbo rückte etwas nach rechts, da er sich ein anderes Fenster ausgesucht hatte.

Vorsichtig schraubten sich die Jungen in die Höhe. So dicht vor der Scheibe störte sie auch der dünne Nebel nicht. Als sie einen Blick in das Innere der Heckgalerie warfen, sahen sie sofort, daß dieser Raum einen modernen Steuerstand enthielt. Das Schiff war also kein alter Segler.

Zwei Männer hockten an einem Tisch.

Beide waren ihnen unbekannt. Einer trug einen braunen Anzug mit helleren Streifen. Auf seinem Kopf saß ein Hut mit breiter Krempe. Aus der Ziertasche des Jacketts schaute ein buntes Tuch hervor. Er wies das gleiche Muster auf wie die Krawatte.

Der Mann war geckenhaft gekleidet und hatte ein fleischiges Gesicht mit einer dicken Nase. Er paffte an einer Zigarre.

Der zweite hockte ihm gegenüber. Er trug nur ein Polohemd und eine schwarze Hose. Mit zwei Fingern strich er ständig über seinen dichten, dunkelbraunen Schnauzbart. Dafür fehlte auf dem Kopf viel Haar. Was vorhanden war, hatte er glatt nach hinten gekämmt.

„Einer muß der Chef sein“, flüsterte Turbo.

„Bestimmt der mit dem Hut.“

„Was machen wir jetzt?“

„Sollen wir rein?“

Turbo erschrak. „Bist du verrückt, die machen uns doch fertig.“

„Und Piraten-Pete?“

„Den suche ich auch.“

„Dann sollten wir vielleicht doch unter Deck gehen“, schlug Randy vor. „Wenn sie ihn gefangen haben, werden sie ihn sicherlich dort unten versteckt halten.“

„Kann sein.“

Randy stieß seinen Freund an. „Dann komm.“

Er hatte sich schon umgedreht, auch Turbo wollte ihm folgen, als beide Jungen Schritte hörten.

Noch auf Deck, aber schon einen Augenblick später näherte sich jemand rasch dem Fuß des Aufgangs.

Schnell und mit fast lautlosen Schritten kam die Gestalt zu ihnen hoch.

Der einzige Fluchtweg war versperrt. Und der Mann hielt eine Waffe in seiner Hand.

„Das war's dann wohl“, hauchte Turbo...

Wie schnell Clay seine Überraschung verdauen konnte, bewies er in den folgenden Augenblicken, als er seine Waffe verloren hatte. Er wuchtete seinen Körper nach links, so daß ihn der nächste Hieb mit dem Tau verfehlte.

Clay krachte auf den Rücken, rollte sich herum, schnellte hoch und griff an.

Pete schlug zu.

Mit einem Tau konnte er umgehen, das bewies er in den nächsten Sekunden. Clay, der nur an seine Waffe dachte, bekam das Ende mehrmals gegen den Kopf geschlagen.

Er fluchte dabei wie ein Berserker, riß die Arme hoch, duckte sich, doch Pete schlug weiter zu.

Er trieb den Mann zurück, riß noch mehr Tau von der Rolle, sprang darüber hinweg, als Clay angriff, und nutzte blitzschnell die Lage aus.

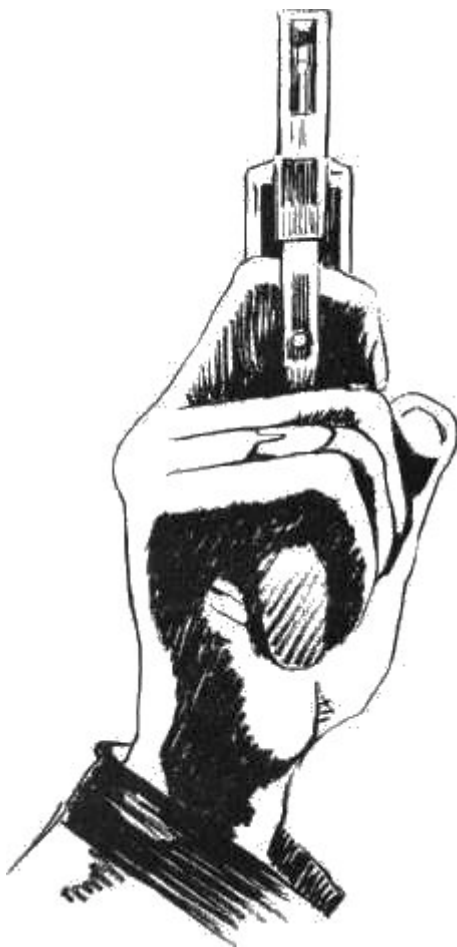
Clay hatte sich auf Pete konzentriert und dabei das Tau vergessen, das für ihn zu einer Stolperfalle wurde.

Als Pete es hochriß, konnte Clay plötzlich fliegen. Er verlor den Boden unter den Füßen, ruderte wild mit beiden Armen und wunderte sich darüber, wie schnell die Innenwand der Kabine

plötzlich auf ihn zuraste.

Dabei war es umgekehrt. Clay raste dagegen. Er krachte mit der Stirn zuerst vor die Wand, gab ein dumpfes, glucksendes Geräusch von sich und brach zusammen.

Sofort war Piraten-Pete bei ihm. Er beugte sich zu Clay hinunter, der sich stöhnend auf die Seite drehte, seine Stirn hielt und an Widerstand nicht mehr dachte.



Pete nutzte es aus.

Er ließ das Tauende fallen und nahm die Waffe des verbrecherischen Schatzsuchers an sich.

Dann verließ er die Kabine unter Deck. Der Schlüssel steckte von außen.

Zweimal drehte Pete ihn herum, bevor er breit grinste und sich so über seinen Erfolg freute.

Einen hatte er ausschalten können. Das gab Piraten-Pete Mut. Jetzt mußte er auch die anderen finden, denn das Moment der Überraschung stand auf seiner Seite...

11. Rettung aus dem Wasser

Je mehr Zeit verstrich und sich nichts tat, um so nervöser wurde Scotty.

Vielleicht lag es auch an der im Rhythmus des Bootes über Deck rutschenden Signalpistole, die immer wieder gegen die Reserve-Preßluftflaschen stieß und dabei ein metallenes klingendes Geräusch hinterließ. Jedenfalls rutschte er unruhig auf der Bank hin und her, ohne allerdings aufzustehen, und schielte dauernd hinüber zum Gespensterschiff, das sich in den Wellen wiegte.

Ela und Benny sprachen nicht. Beide warteten ebenfalls darauf, daß etwas geschah, und sie hofften, daß Scotty nicht bis zum Letzten gehen würde.

Elas Blicke waren auf die Signalpistole gerichtet. Ein paarmal schon hatte es in ihren Fingern gejackt, wenn sie in ihre Nähe rollte. Da hätte sie nur noch zuzugreifen brauchen, aber sie traute sich nicht. Noch immer war die Harpune auf sie beide gerichtet.

Da nichts passierte, ließ Scotty seinen Zorn an den beiden Gefangenen ab. „Glotzt nicht so blöd!“ fuhr er sie plötzlich und grundlos an.

„Wieso?“

„Das verstehst du genau, du Kröte!“

„Ich kann nicht anders schauen.“

„Ha, ha.“

„Was haben wir Ihnen denn getan?“ fragte Benny.

„Nichts.“

„Dann ist es doch nicht schlimm.“

„Halt's Maul, du Pinscher.“

„Selber einer“, sagte Ela.

Scotty sah aus, als wollte er aufspringen und sich wütend auf das Mädchen stürzen. Das ließ er bleiben. Statt dessen drehte er sich im Sitzen um und schaute über die Wasserfläche, wo sich der Nebel ausgebreitet hatte und das Meer auf einer großen Fläche mit einem hellgrauen Tuch bedeckte.

Scotty verlor immer mehr an Sicherheit. Die gewannen Ela und Benny dafür zurück.

„Kann ich etwas essen?“ fragte der Junge.

„Nein.“

„Ich habe auch Hunger!“ sagte Ela.

„Haltet eure Mäuler, sonst drücke ich ab!“ Er fuchtelte drohend mit der Harpune herum und sprang von seinem Sitz hoch. Sein zornrotes Gesicht jagte den beiden tatsächlich Angst ein. Wenn der Kerl die Nerven verlor, sah es böse aus.

„Betet!“ flüsterte Scotty. „Betet, daß alles so abläuft, wie wir es uns vorgestellt haben. Wenn nicht, dann...“ Er lachte geifernd und zeigte auf den Segler, „hängen wir euch der Reihe nach an die Rahe!“

Es tat ihm gut, den Schreck in ihren Gesichtern zu sehen. Er ging wieder zurück, wollte sich setzen, da war plötzlich eine Bewegung hinter ihm.

Die Gestalt mußte aus dem Wasser gekommen sein. Weder Scotty noch die beiden Gefangenen hatten sie bemerkt.

Jetzt aber sahen sie den Mann im schwarzen Tauchanzug und einen herabsausenden Arm.

Scotty hatte wohl den Luftzug gespürt und versuchte noch, sich zu drehen, um seine Harpune in die entsprechende Schußrichtung zu bringen. Das nutzte ihm nichts mehr.

Er sank auf der Heckbank zusammen und verlor die Waffe. Scheppernd rutschte sie über die Planken.

Der Mann aber, der zugeschlagen hatte, duckte sich und schob die Brille aus dem Gesicht. Sein Lächeln, das er Ela und Benny

schickte, war echt. „Heiliger Klabautermann, was treibt ihr nur für Dinge?"

Ela fand die Sprache als erste wieder. „Wieso sagen Sie das? Wer sind Sie?"

„Einer, der es gut mit euch meint. Und einer, der von einem gewissen Bill Gilmore alarmiert worden ist."

„Unser... unser Polizist?"

„Ja, du mußt Benny sein, nicht."

Der Junge konnte nur nicken.

Ihr Retter lachte. „Der gute Bill Gilmore ist nicht so dumm, wie ihr vielleicht meint. Der hat genau gewußt, was ihr wolltet. Außerdem seid ihr uns in die Quere gekommen. Wir sind diesen verbrecherischen Schatzsuchern schon lange auf der Spur. Klar?"

„Nein", gab Ela zu. „Wer sind Sie denn?"

„Wir gehören zu einer bestimmten Einheit, die nur dann operiert, wenn gewisse Dinge nicht ans Tageslicht kommen sollen. Wir verteidigen das Land, sagen wir mal so."

„Etwas Geheimes - oder?"

„So ist es."

„Danke", sagte Benny. „Danke, daß Sie gekommen sind. Aber was wollen Sie allein machen?"

„Allein?" Der Mann lachte. „Schaut mal über Bord, dann werdet ihr etwas sehen!"

Ela und Benny standen endlich auf. Ihre Knie zitterten noch, als sie auf die Reling zingingen.

Sie sahen zum Segler hin und erkannten auf der Wasseroberfläche mehrere Köpfe. Das waren Schwimmer.

Ela Schröder drehte sich um. „Sind das Ihre Kollegen, Mister?"

„Ja, meine Freunde. In spätestens drei Minuten werden sie

den Kahn geentert haben."

„Da sind noch unsere Freunde."

„Ich weiß."

„Und was machen Sie?" fragte Benny.

Ihr Retter lachte sie an. „Ich bleibe bei euch und achte darauf, daß ihr keine Dummheiten mehr macht. Meine Freunde und Kollegen sind nämlich gut genug..."

Ihre Herzen klopften zum Zerspringen. Sie wagten nicht, sich zu rühren, als die Gestalt durch den Nebel den Auf gang hochschlich. Immer näher kam sie.

Die Hand mit der Waffe schnellte vor - und wieder zurück.

Piraten-Pete und die beiden Jungen hatten sich im gleichen Augenblick erkannt.

„Ihr?" hauchte Pete.

Randy hatte den Schreck als erster überwunden. Zunächst legte er einen Finger auf die Lippen.

Pete verstand das Zeichen, nickte und überwand auch die letzten Sprossen. Zwischen den erleuchteten Fenstern duckten sich die drei wie Verschwörer zusammen. Im Flüsterton teilten sie sich schnell mit, was geschehen war.

„Habt ihr denn etwas entdeckt?"

„Klar!" Turbo nickte heftig und erzählte.

Piraten-Pete hörte zu, nickte einige Male und sagte, als Turbo den Bericht beendet hatte. „Denen werde ich mal guten Tag sagen. Aber damit!" Er hielt seine Waffe hoch.

„Und wenn die auch schießen?"

„Das hat Clay ebenfalls versucht. Man muß eben besser sein und Tricks kennen."

„Kennst du die denn?"

Pete ballte eine Hand zur Faust. „Immer doch. Ich kann mich

steigern, Freunde."

„Na hoffentlich."

„Wo müssen wir hin?"

„Den Eingang haben wir noch nicht entdeckt!" erklärte Randy. „Er muß auf der anderen Seite liegen."

„Auch gut."

Piraten-Pete drückte die beiden Jungen zur Seite, damit er freien Weg hatte. Geduckt schlichen Randy und Turbo hinter ihrem erwachsenen Bundesgenossen her.

Neben der Heckgalerie befand sich genügend Platz, um ohne Schwierigkeiten den Klotz umrunden zu können.

Stimmen hörten sie nicht. Wenn gesprochen wurde, dämpfte das dicke Holz die Worte.

Sie entdeckten den Zugang tatsächlich an der gegenüberliegenden Seite. Auch diese Tür war aus massivem Holz, hatte aber in der oberen Hälfte eine Scheibe.

Pete lugte vorsichtig über den unteren Rand hinweg und tauchte sofort wieder unter.

„Was ist?" fragte Randy flüsternd.

„Ihr habt euch nicht geirrt. Es sind nur zwei."

„Schaffst du die denn?"

„Und wie." Pete bewegte seinen Arm. „Geht mal zurück, ihr beiden. Ich brauche Platz."

„Wie James Bond?"

„So ungefähr." Piraten-Pete war in der Form seines Lebens. Er rückte die Mütze in die Stirn und warnte die Freunde noch einmal. „Bleibt in Deckung, denn bei mir fliegen oft blaue Bohnen."

„Gib nicht so an!" wisperte Turbo.

„Hast du eine Ahnung." Pete schielte auf das Schloß. Er konnte davon ausgehen, daß die beiden Kerle den Zugang nicht

verschlossen hatten. Sie fühlten sich wahrscheinlich sehr sicher.



Das kam ihm gelegen. Noch einmal holte Pete tief Luft. Dann riß er krachend die Tür auf und sprang auf die ungewöhnliche Brücke...

Er kam wie ein Tornado und überraschte die beiden Kerle derart, daß sie kein Wort mehr hervorbrachten.

Plötzlich stand er zwischen ihnen und hielt die erbeutete Pistole in der Hand, die er in einem Halbkreis bewegte, so daß sie einmal auf den Mann mit dem Hut wies, dann wieder auf den Kerl im Polohemd.

„Hier spielt die Musik, Freunde!"

Der Schnauzer mit den glatten Haaren fand als erster die Fassung wieder, obwohl er seinen Kopf schüttelte. „Du?“ keuchte er. „Verdammt, wo kommst du denn her?“

„Aus der Hölle, du Affe! Der Teufel wollte mich nämlich nicht. Ich bin unverdaulich!“

„Das wird sich noch herausstellen.“

Jetzt regte sich auch der Boß. Er schob seinen Hut zurück, die Krempe beschattete die Stirn nicht mehr, so daß seine breiten, balkenartigen Brauen zu sehen waren. Der dicke Mund verzog sich zu einem kalten Lächeln. „Ich kann mir nicht helfen!“ flüsterte er mit rauh klingender Stimme. „Aber du mußt lebensmüde sein.“

„Das bin ich nicht, Fettwanst. Ich hänge sehr an meinem Leben und an dem Schatz, den ich gefunden habe. Ein Teil davon gehört mir. Ich lasse ihn mir nicht von zweibeinigen Ratten wegnehmen. Ich war schon immer ziemlich ehrgeizig, hat wenigstens meine Mutter behauptet.“

„Die hätte dich ertränken sollen!“ erklärte der Boß.

„Laß ja meine Mutter in Ruhe.“

Der Hutträger hob beide Arme. „Schön, lassen wir die Mutter aus dem Spiel. Trotzdem möchte ich wissen, was du dir so vorgestellt hast, Superman?“

„Ganz einfach. Ich werde euch außer Gefecht setzen und der Polizei übergeben.“

„Das ist so einfach?“

„Für mich immer. Solltet ihr übrigens auf Clay hoffen, der hat seine Schläge schon weg. Jetzt jammert er.“

„Den haben wir schon abgeschrieben!“ erklärte der zweite Mann und erhob sich von seinem Stuhl.

„Bleib sitzen!“ schrie Pete. Er richtete die Waffe auf die Brust des Schnauzers.

„Ja, ja, keine Sorge. Nur nicht nervös werden, Junge. Es geht

doch alles klar."

„Das hoffe ich auch."

„Halbe-halbe!" sagte der Boß. Er lenkte Pete damit ab, der sich jetzt auf den Hutträger konzentrieren mußte.

Der andere saß noch immer nicht. Er stand vor seinem Stuhl und drückte den Arm zurück, um die Hand an seinen Rücken zu bringen, wo aus seinem Gürtel der Griff eines Tauchermessers hervorschaute.



Piraten-Pete, im Gefühl des sicheren Sieges, war ahnungslos und ließ sich mit dem Boß auf eine Diskussion ein. „Was sagtest du?"

„Halbehalbe. Wir teilen den Schatz."

„Und wieviel wäre das ungefähr?"

„Kann ich nicht sagen."

„Komm schon. Mal über den Daumen gepeilt, so ungefähr."

„Zwei bis drei Millionen sollten schon herauskommen."

„Für jeden?"

„Klar doch!"

Der Schnauzer freute sich, daß Pete von den Worten seines Chefs derart in den Bann gezogen wurde. Die Summe war verflucht hoch, die konnte einen schon unachtsam werden lassen.

Das wollte der Kerl.

Seine Hand lag bereits auf dem Messergriff. Er brauchte die Waffe nur hervorzuziehen und zu schleudern.

Sein Boß wußte davon, Pete sah es nicht. Dafür aber waren Randy und Turbo auf der Hut, die hinter der halb zugefallenen Tür standen, und von dort alles mitbekamen.

„Wenn der das Messer wirft, ist Pete verloren!" befürchtete Turbo. „Obwohl eine Kugel schneller ist."

„Wir greifen ein."

„Wie denn?"

Randy grinste. „Laß mich nur machen. Wenn du was von mir hörst, renn zur Tür und bleibe da stehen."

„Okay."

Der Boß gab sich sehr sicher. Er hockte mit übereinandergeschlagenen Beinen auf dem Stuhl und schüttelte verwundert den Kopf. „Ich weiß überhaupt nicht, was es bei dieser Summe noch zu überlegen gibt."

„Eigentlich nichts."

„Weshalb zögerst du dann?" fragte er lauernd.

„Weil ich euch nicht traue."

„Ohhh, ich bitte dich." Der Kerl tat völlig harmlos. „Wir sind

Geschäftsleute und..."

„Von wegen, ihr seid..."

Da hatte der andere das Messer aus dem Gürtel gezogen.

In diesem Augenblick griff Randy Ritter ein.

Er bellte wie ein Hund!

Damit hatte keiner gerechnet. Selbst Turbo erschrak, wie auch Pete. Er schaute zur Tür, der Messerheld war zusammengezuckt und drehte sich ebenfalls um.

An seine Klinge dachte er nicht mehr, suchte höchstens den Hund, aber was dann auf die umfunktionierte Brücke stürmte, war Randy Ritter. Und der war superschnell.

Der Messerheld gurgelte auf und würgte, als Randy ihm den Kopf in den Magen stieß. Er wurde grün im Gesicht, fiel gegen das Ruder und bekam einen harten Treffer mit dem Ellbogen auf das Kinn. Er sah Sterne, wo keine waren, heulte noch einmal auf, als Randy ihm seine rechte Hacke auf die Zehen knallte.

Der Boß handelte gleichzeitig.

Sein Schlag erwischte Petes Waffenhand, der, abgelenkt von Randys Aktion, in eine andere Richtung geschaut hatte.

Der Boß schnellte hoch, verlor seinen Hut, raste auf den Ausgang zu, hindurch - und lernte fliegen.

Er hatte in der Eile Turbos vorgestellten Fuß übersehen. Irgendwo splitterte Holz, eine Barriere ging zu Bruch, dann krachte ein Körper auf die Decksplanken.

Stöhnend blieb der Boß dort liegen. Er jammerte auch dann noch, als er von kräftigen Händen in die Höhe gezerrt wurde, denn inzwischen war das Schiff von den Männern der Spezialeinheit in Besitz genommen worden.

Auf der Brücke aber stand Piraten-Pete und lobte sich selbst. „Bin ich nicht großartig, Freunde, bin ich nicht eine Schau?"

„Ja", bestätigte Randy. „Ab morgen wirst du in einem Zirkus

ausgestellt."

„Schäm dich", sagte Pete. „Keinen Respekt vor dem Alter." Dann legte er die Pistole weg. „Weißt du, diese Dinger, die mag ich einfach nicht, die widern mich an."

„Mich auch", sagte Randy...

Die Gesichter der Freunde hatten schon einen etwas ängstlichen Ausdruck, als sie am nächsten Morgen Besuch bekamen.

Gewichtigen Besuch von einem Polizisten namens Gilmore. In seiner Begleitung war Piraten-Pete, der allerdings so fröhlich grinste, als hätte man ihm den Schatz zugesprochen.

„Sie sind da!" meldete Benny Morton, der am Fenster stand.

„Dann öffne."

„Warum ich?"

„Weil du der Hausherr bist", lächelte Ela.

„Ja, immer ich."

Als es schellte, war er schnell da. „Dürfen wir ins Haus kommen, der Herr?" Gilmores Stimme dröhnte.

„Gern, Sir."

„Na denn."

Mit harten Schritten betrat er den hallenartigen Raum hinter der Tür. Piraten-Pete folgte ihm langsamer und immer noch grinsend. Benny schaute ihn fragend an, bewegte dabei seinen Mund, um lautlos eine Frage zu formulieren, aber Pete sagte nichts.

„Wo seid ihr denn, ihr Helden?" Gilmore war mitten im Raum stehengeblieben, die Hände in die Hüften gestützt.

„Hier."

„Dann kommt mal."

Das Schloß-Trio verließ den Raum, in dem es gewartet hatte, und sah sich den finsternen Blicken des Polizisten ausgesetzt.

„Nehmt ruhig Platz, ich habe heute meinen gemütlichen Tag.“

„Wer's glaubt, wird selig!“ flüsterte Turbo.

In einem Korbsessel nahm Gilmore Platz. Das Möbel bog sich unter dem Gewicht durch. Es hörte sich an, als würde es im nächsten Augenblick zusammenbrechen.

„Wer ist euer Anführer?“ fragte er.

„Keiner!“ meldete sich Ela. „Wir sind gleichberechtigt.“

„Aha.“ Gilmore nickte. „Dann steht ihr auch alle gleich für eure Sünden ein.“

„So ist es.“

„Du bist Ela Schröder?“

„Ja.“

„Du Randy Ritter, und du heißt Turbo.“

Die Jungen nickten.

„Das ist gut. Ich soll euch nämlich etwas geben.“ Gilmore's Hand verschwand in der Seitentasche seiner Uniformjacke. Er holte drei Schreiben hervor, die er verteilte. „Lesen“, sagte er.

Mit hochroten Köpfen lasen die Freunde den Text, während Gilmore mit Piraten-Pete sprach und ihm erklärt, daß ihm als Finder ein Anteil des Schatzes gehören würde, wenn man ihn gehoben hätte.

„Nun, fertig?“

„Ja...“ Ela hob den Kopf. Sie strahlte über das ganze Gesicht, ebenso wie Randy und Turbo.

„Was sagt ihr dazu?“

Turbo schlug auf das Blatt. „Stimmt es wirklich, daß wir in den nächsten Jahren hier kostenlos Urlaub machen können?“

„Sicher.“ Gilmore nickte. „Das ist euch offiziell bestätigt worden. Allerdings unter einer Bedingung.“

„Wie lautet die?"

Der Polizist grinste, als er Randy anschaute. „Ihr müßt versprechen, nur Urlaub zu machen und euch aus Fällen wie dem letzten herauszuhalten. Klar?"

„Das haben wir verstanden, Sir."

„Werdet ihr euch daran auch halten?"

Benny Morton gab die Antwort. „Alle, Mr. Gilmore. Nur das Schloß-Trio nicht. Die drei kann man nicht einsperren. Wo die sind, ist eben Action." Er strahlte plötzlich. „Wenn das nicht so wäre, hätten wir uns auch nicht kennengelernt - oder?"

Randy, Ela und Turbo waren nicht oft so sehr einer Meinung. Diesmal aber nickten sie synchron.

Bill Gilmore meinte: „Wenn das so ist, kann man wohl nichts dagegen machen. Das ist dann Schicksal."

„Genau!" bestätigte Ela Schröder, die, wie immer, das letzte Wort haben mußte.

